

# F A R A U L I P

LIEBESLEGENDEN AUS DER SÜDSEE

GESAMMELT VON PAUL HAMBRUCH

---

MIT 32 FARBIGEN ORIGINAL-LITHOGRAPHIEN

VON GEORG ALEXANDER MATHÉY



M C M X X I V

---

JOHANNES ASMUS VERLAG  
HAMBURG

# **Faraulip. Liebeslegenden aus der Südsee**

gesammelt von

**Paul Hambruch**

Johannes Asmus Verlag

Hamburg

MCMXXIV

Mit 32 farbigen Original-Lithographien von Georg Alexander  
Mathéy

**F A R A U L I P**  
**LIEBESLEGENDEN AUS DER SÜDSEE**  
GESAMMELT VON PAUL HAMBRUCH

---

MIT 32 FARBIGEN ORIGINAL-LITHOGRAPHIEN  
VON GEORG ALEXANDER MATHÉY



M C M X X I V

---

JOHANNES ASMUS VERLAG  
HAMBURG

## **Die Erzählungen aus dem Männerhause zu Faraulip**

Faraulip verzeichnete einen Festtag. – Strom und Wetter hatten der einsamen kleinen Koralleninsel reiche Gaben beschert. Morgens waren die drei flinken großen Auslegerkanus aus dem ruhigen Wasser der Lagune hinaus aufs hohe, wildbewegte Meer gefahren. – Lange waren sie außer Sicht der Zurückgebliebenen gewesen. – Nun kündeten fröhliche, aufgeregte Schreie, an denen sich die Jugend vor allem nicht genug tun konnte, ihre Heimkehr. – Doch sollte die Geduld der Wartenden noch eine geraume Zeit auf die Probe gestellt werden; der Zauberer und Wettermacher hatte allerdings den Tag über das Orakel als günstig erkundet, die Antwort der befragten Fischgottheiten war im selben Sinne ausgefallen. Da erwartete man eine reiche Ausbeute und freute sich auf ein leckeres Mahl; der Taros, Gemüse und Kokosnüsse der letzten Zeit war man wieder einmal recht überdrüssig geworden. Gegenwind hinderte die schnelle Heimfahrt; endlich erschienen die drei so lange gesichteten und herbeigesehnten Boote vor den drei Einfahrten, die die natürlichen Segeleinläufe zwischen den brandungumtosten Korallenriffen bilden; in der scheidenden Abendsonne leuchteten die dreieckigen braunen Mattensegel golden auf, glitzerten grell die rot und schwarz bemalten nassen Bordwände. Scharen von Vögeln, weiße und braune Möwen, schwarze Fregattvögel umstrichen die Kanus, die sich nun schnell, die Lagune kreuzend, dem heimischen Strande näherten. Fröhliches Singen, manche Juchzer kündeten dem hier versammelten Volke, daß die Gottheit ihnen wohlgesinnt gewesen war. – Als die Boote ins seichte Wasser gelangten, wateten Frauen und Männer zu ihnen hinaus, um die Beute ans Land zu schaffen. Sie war über Erwartung reich ausgefallen. Viele Male mußte der Weg über das Riff zwischen Kanu und Strand zurückgelegt werden, bevor der kostbare Fang, hunderte der großen, stahlblauen, weißbäuchigen, gelbflossigen Bonitos und das viele Kleinzeug, geborgen war. – Die Nacht war schon herabgesunken, ehe man die Arbeit geschafft und die schweren Fahrzeuge den Strand hinaufgezogen hatte. Der Aufgang des Mondes war erst einige Stunden später zu erwarten.

– So entzündete man Fackeln, trockene ineinandergerollte Palmwedel; bei ihrem grellen Lichte, dessen roter Widerschein sich in langen Schlangenlinien auf dem Wasser abzeichnete, wurde die Verteilung vorgenommen. Jedes Haus, jede Familie erhielt einen Anteil; nicht gleichmäßig, sondern dem Range entsprechend; manche bekam mehr als sie verzehren konnte und gab großmütig den Minderbedachten ab, um von der freundlichen Gabe des Fischgottes nichts zu vergeuden. – Bald hatte sich das eilige Hin-und-Her am Strande verlaufen. In den einzelnen, auseinandergelegenen, niedrigen Hütten der Eingeborenen flammte Licht auf; übler Duft, den auch die frische Brise vom Meere her nicht vertreiben konnte, verriet nach kurzer Zeit, daß das Festmahl bereitet wurde.

Ich nahm daran nicht teil. Die Anwesenheit des Weißen ist den Leuten bei den Mahlzeiten peinlich und daher nicht erwünscht. Ich war überflüssig. Meine Jungen hatten meinen Anteil ins Haus geschafft und richteten ihn her.

Als ich annehmen durfte, daß das Festmahl in den Hütten sich dem Ende zuneigte, begab ich mich zum Großen Haus, zum Männerhaus, dessen Betretung den Frauen untersagt ist. Hier hatte ich stets eine muntere Gesellschaft angetroffen, – Männer, Jünglinge, Knaben mir oft von ihrem Tun und Treiben erzählen lassen, – und glaubte auch heute, an dem Festabend, die hochgestimmte Laune der Leutchen benutzen zu sollen, um einen für mich erfolgreichen Fischzug in dem Meere ihrer Mythen und Legenden zu tun.

Ich wurde nicht enttäuscht.

Als ich zum Hause hinaustrat, strich noch immer der fettduftende, brenzliche Schwaden durch die Luft; ich ging an den Strand, wo inzwischen der halbe Mond aufgegangen war und mit seinem fahlen Lichte die blanken Blattspreiten der im Winde rauschenden, sich langsam beugenden und wieder aufrichtenden Palmen versilberte. Weiß glitzernd, hell aufleuchtend, dann wieder in der Dunkelheit verschwindend, schimmerte quer über die Lagune vom Riffe her das wogende Band der Brandung, deren Donnern weithin durch die stille grünblaue Nacht vernehmbar war.

Aus dem Männerhause fiel ein blasser Lichtschein, der oft von Rauchwolken verschlungen wurde, und wies mir mein Ziel. Nach

allen Seiten hin frei hob sich sein Schattenriß von dem mondbeschienenen hellen Strandsande ab. Busch und Palmen, zwischen denen die Eingeborenenhütten gebettet liegen, beengen es nicht. Schmale, ausgetretene Fußpfade führen nach ihm hin; vielfach gewunden, wie es der Eingeborene liebt, zwischen Bäumen, Palmen und niedrigem Salzwasserbusch. Vereinzelt Gestalten huschten wie gespensterhafte Schatten darauf hin und her, nach den Hütten, in den zikadenbeschriebenen Busch oder gleich mir nach dem Männerhaus.

Auf sechs roh behauenen, mächtigen Baumstämmen ruht sein palmbblattgedecktes, schräges Dach, das den Boden streift; Wände hat es nicht; nur die Giebelflächen sind zur Hälfte mit vorstehenden, kurzen Pultdächern verkleidet. Wind und Regen wird das Eindringen durch Mattenvorhänge verwehrt. Kanus, Segel, Reusen füllen das Haus größtenteils an. Auf den verbindenden Querbalken liegen Ruderstangen, Paddeln, Waffen, Netze; und hoch oben, unterm Firstbalken, hängt das heilige Doppelboot, das die Gottheit benutzt, wenn sie ihre irdischen Untertanen besucht.

Bei meinem Eintritt waren erst wenige versammelt. Sie unterhielten ein kleines Feuer, dessen Flackern in dem dichten, beißend scharfen Rauche oft verschwand. Knisternd, knackend, gelegentlich hellaufblitzend, wie es grünes Holzwerk zu tun pflegt, erleuchteten dann die Flammen den Raum, eigenartige, muntere, und wieder geisterhafte Schlaglichter auf das Innere und die Anwesenden werfend. Der Rauch sollte die Mücken, die quälenden, peinigenden Blutsauger vertreiben. Am Boden, auf der Bordkante eines Kanus, auf den Fischreusen hockten etliche Eingeborene, nackte, braune Gestalten, die nur mit einem schmalen, von den Frauen gewebten Gürtel bekleidet waren; kein auffallender Schmuck zierte sie; zur Feier des Tages hatten sie sich mit frischem Kokosöl, dem wohlduftende Kräuter beigemischt waren, gesalbt; komische, drollige, verschiedenfarbige Lichtflecke zeichneten die Flammenblitze auf den glänzenden Körpern ab. Das Haar trugen sie in einer dichten, schwarzen Wolke, aus der einsam ein breiter, hölzerner Stechkamm herausstand; die Augen waren matt, verschleiert, ausdruckslos; zwischen den Zähnen und den wulstigen, dicken Lippen hielten sie die nimmer ausgehende kurze Pfeife oder die selbstgefertigte Zigarette, trockene,

zusammengedrehte Bananenblätter, in die spärlicher Tabak eingestreut war. Sie schwiegen. Sie waren gesättigt; mit kräftigem Rülpsen zeigten sie einander, daß sie eine ganz vortreffliche Mahlzeit hinter sich hatten.

Ich ließ mich neben ihnen nieder, verteilte etwas Tabak – – – und wir schwiegen weiter. So will es der Anstand der Südsee.

Nun erschienen meine beiden alten Freunde, Sau Uru, der Häuptling, und Olapel, der zum Besuch von Uleai nach Faraulip gekommen war. Beide fröhliche Greise, deren Lebenslust ungebündelt war; in allen Künsten und Fertigkeiten nahmen sie es noch mit den Jünglingen auf, doch übertrafen sie das Jungvolk im unermüdlichen Erzählen von Geschichten und Schnurren. Alt und Jung hörte ihnen gern zu; auch vor mir legten sie sich keinerlei Zurückhaltung auf. Ich hatte ihre Zuneigung gewonnen, als ich sie wenige Tage vorher vom quälenden Kopfschmerz befreite, gegen den die mächtigsten und längsten Beschwörungen des Zauberers nichts vermocht hatten.

Es war natürlich, daß wir uns zunächst über das Ereignis des Tages, den Fischfang und die Abendmahlzeit unterhielten. Beide erklärten, daß ihr Bauch sehr zufrieden wäre.

Bei der Verteilung der Fische war es mir nicht entgangen, daß eine junge, schöne, fast mädchenhafte Frau auffallend gering bedacht worden war. Ich erkundigte mich nach dem Grunde und erfuhr bald ihre Geschichte.

»Als du um die Insel gingst,« sagte der Häuptling, »sahst du doch auf der andern Seite, hart am Strande, ein kleines Häuschen? – Dort wohnt Remesielang, die Blume des Himmels. Paroa, ihr Mann, ist seit zwei Brotfruchternten auf das Totenfloß Lugeilengs berufen worden. Sie hat keine Kinder, ist ohne Gesippen und steht außerhalb unserer Gemeinschaft. Sie gehört niemandem und allen. Unfruchtbare Frauen haben kein Recht auf einen zweiten Gatten. Freudlos verbringt sie ihr Dasein. Wer sie begehrt, dessen Matte teilt sie. In der Dämmerung schleicht sie zu ihm, und am Morgen, wenn die Sonne ihr Kommen überm Meer kündigt, sucht sie wieder ihr einsames Häuschen auf. Die Fische waren das Geschenk des Nageteg, der sie sich zur Nacht bestellte.«

So kannte ich die eine Hälfte des traurigen Geschicks der Himmelsblume; zu mildern war es nicht; sämtliche Schätze meiner Tauschkiste hätten ihr keinen neuen Gatten verschafft. Irgendwie mußte sie die Götter schwer gekränkt haben, daß sie ihr den Schoß verzauberten und Paroa früh zu sich abriefen. Kein Einwand hätte etwas genützt. Sie entstammte einer vornehmen Familie, die sie jetzt verstoßen hatte. Paroa wäre der Nachfolger des Sau Uru geworden. Liebesleute waren beide gewesen; als jedoch im zweiten Jahre kein Kind geboren wurde, entwich das Glück. Paroa vernachlässigte Remesielang, die mählich vereinsamte, und die Frauen bemitleideten. Als ihr Gatte von einem Fischzug nicht heimkehrte, verstießen beide Familien die junge Frau. Als freudlose Witwe mußte sie ein niedriges, ärmliches Dasein fristen.

»Es ist der Wille der Götter gewesen«, schloß Sau Uru seinen Bericht. »Als ich vor Jahren auf einem der großen Fahrzeuge von euch Weißen in den Palauinseln war, erzählte ein Mann mir eine Geschichte. Ich habe später darüber manchmal nachgedacht; ich glaube, sie deutet uns, warum es unglückliche Ehen gibt und warum sie besonders auf Palau zahlreich sind. Willst du sie hören und in dein großes Buch hineinschreiben?«

Ich bejahte. – Sau Uru ließ sich frischen Tabak reichen, stopfte umständlich seine Pfeife, setzte sie mit einer glühenden Kohle aus dem Flackerfeuer in Brand, tat einige mächtige Züge und erzählte:

## **Wie in Palau die Menschen erschaffen wurden, und warum es so zahlreiche unglückliche Ehen gibt**

Im Anfang war Palau nicht wie heute. Dunkelheit füllte den Weltraum. Palau war finster. Keine Menschen wohnten dort. Nur im Westen der Landschaft almelik hauste auf einer einsamen, schroffen Klippe der große Geist aJkaderngel mit seinem Weibe eJluaingadassakor. Beide langweilten sich. Überdrüssig waren sie des Lebens in Dunkelheit und Nacht. Ihre Herzen sehnten sich nach Licht, und so überlegten sie sich, wie sie es zu schaffen vermöchten.

Endlich kam ihnen ein Gedanke. Sie brachen von der Klippe einen mächtigen Brocken los und meißelten daraus in anstrengender, anhaltender Arbeit eine runde Scheibe. Die taten sie in eine Schleuder und warfen sie mit aller Kraft hoch in die Lüfte. Sie flog nach Westen und blieb am Himmel haften. Als Mond rollt sie seither über das weite Himmelsgewölbe, mit freundlichem, mildem Lichte das Dunkel der Nächte erhellend. Die abgesprungenen zahllosen Splitter verstreuten sie wahllos über den Himmel. Es sind die großen und kleinen Sterne.

So erhielt die Nacht ihr erstes Licht. Doch den beiden genügte es nicht. War der Mond über den Himmel gewandert und wieder im Meere versunken, blieb wohl das ruhige, schweigende Flimmern der Sternenwelt, aber die Tage waren dunkel wie zuvor. Sie beschlossen, ein machtvolleres Werk zu schaffen. Sie brachen von der Klippe ein neues Felsstück. Und in vieler und schwerer Mühe meißelten sie mit ihren kleinen Muscheläxten eine andere, größere Scheibe. Sie taten wie das erste Mal und warfen sie hoch in die Lüfte. Sie flog nach Osten und blieb am Himmel haften. Als Sonne rollt sie seither über das weite Himmelsgewölbe, mit strahlender Helle dem Tage das Licht schenkend. Da waren beide zufrieden. Tief unten im Meere bauten sie ihr ein steinernes Haus, damit sie nach der Wanderung des Tages dort ausruhe. Ein weithinschattender Mangrowenbaum wächst an der Stelle, wo der Weg vom Himmel ins Meer hinabführt. Nur etliche liebten die Sonne nicht. Das waren die

Haifische; eifrig waren sie hinter ihr her, um sie zu verschlingen. Doch die Sonne merkte ihr Vorhaben. Wenn sie abends zu der Mangrove kam, kitzelte sie schon von weitem mit ihren Strahlen die an dem Baume sprossenden Keimlinge, daß sie absprangen und ins Wasser fielen. Voll wilder Begier stürzten die gefräßigen Fische darauf los und merkten nicht, wie die Sonne untertauchte und nach Hause gelangte. So täuscht die Sonne täglich die Haie und entgeht ihren Nachstellungen.

Es gab aber noch keine Menschen. Und den beiden Geistern, die weiter auf der einsamen Klippe lebten, gefiel das Alleinsein nun erst recht nicht mehr. Täglich leuchtete die Sonne über das prächtige Land, wanderte sie über die dunklen Blätterdächer der enganeinandergedrängten Bäume, spielte ihr Schein im frischen Grün der würzigen, üppigen Fluren, die wuchsen, gediehen und doch niemandem dienten. Still war es auf den Inseln. Es fehlten die Menschen, die eifrig und geschäftig die Gaben der Geister hätten verwertet und ihnen danken können.

So beschlossen sie denn Menschen zu schaffen, Wesen nach ihrem eigenen Bilde. aJkaderngel wollte die Männer, eJluaingadassakor die Frauen machen. Aus rotem Lehm und Sand wurden die ersten Menschen. Eifrig waren die beiden am Werke. Mit großer Freude formten sie den Leib, die Glieder, Kopf, Augen, Nase und Ohren; die Scham bildeten sie nach dem eigenen Vorbilde. Herrlich gelang ihnen die Arbeit. Voll Stolz auf seine Wesen rief aJkaderngel die Frau herbei, ihr die prächtig geratenen Männer zu zeigen. Neugierig und staunend bewunderte eJluaingadassakor die Menschen ihres Mannes, die sich hüllenlos ihrem Auge darboten. Als jedoch aJkaderngel die Werke seines Weibes sehen wollte und ihm nach dem Platze folgte, wurde es böse und schämte sich. – Nie soll ein Mann am hellen Tage die Blöße der Frauen schauen! – Eifrig verhüllte und versteckte sie daher die Scham ihrer Frauen. Und seit dieser Zeit tragen alle Frauen auf Palau den buntfarbenen Blätterschurz, während die Männer ehemals vollständig nackt gingen.

Und so will es die Sitte: Kein Mann darf eine Frau von ihrer Schürze entblößt überraschen. Schwere Strafe würde ihn treffen. Nie darf er öffentlich von der Frau eines andern sprechen, ja nicht einmal ihren Namen nennen.

Gern hätten die beiden die Menschen unsterblich gemacht; sie wollten ihnen deshalb einen Stein in die Brust setzen, denn fest wie die Steine, mutig sollten sie werden und nicht zu essen brauchen. Doch die Tücke der schlaunen Ralle vernichtete ihnen den Wunsch. Der Vogel gab ihnen den Rat, den Körpern nur den Atem einzuhauchen. Die Geister taten es. Nun lebten die Menschen. Doch weil ihnen die Härte der Steine fehlt, fallen sie Krankheiten anheim und müssen sterben.

aJkaderngel und eJluaingadassakor lehrten hierauf ihren Geschöpfen die gegenseitige Bestimmung, und zeigten ihnen, wie sie es anstellen müßten, Nachkommen zu zeugen, sich zu vermehren und das Land mit ihresgleichen zu bevölkern. Wie sie aber die Menschen zusammenlegten, geschah es, daß viele nicht ineinander paßten und wieder auseinanderfielen. Infolgedessen hat Palau wenig gute Ehepaare und spärlichen Kindersegen. Auch wo Liebe Jünglinge und Mädchen zusammenführt, trennen sie sich häufig schon nach den ersten Nächten. Lange sucht der Mann, bis er die passende Frau findet. Die ersten Menschen aber waren mächtige Zauberer, Riesen an Körper und Taten; sie hatten Fähigkeiten, die den heutigen Palauern fehlen.«

Neues hatte ich gehört, neues die übrigen; berichtet ihnen doch die Sage ein anderes Werden der Ahnen, von manabegabten Geistern, die Fische, Vögel, Früchte und leblose Steine zu Eltern der Menschen schufen.

Schweigen füllte das Haus.

Frische Zweige knistern im Feuer, beizender Rauch steigt auf und vertreibt für eine Weile die quälenden Mücken.

Olapel rückte näher zu mir heran, näher ans Feuer. Er lächelte verschmitzt und sprach: »Jetzt werde ich dir erzählen, wie wir unsere Bestimmung erfuhren und das Zeugen der Kinder erlernten.«

## Wie die Menschen einander erkannten

Als Eluelap, der große Geist, die Inseln aus dem Meer gezogen hatte, schuf er Menschen, Männer und Frauen, und verteilte sie über die Lande. Gemächlich lebten sie nebeneinander her; der Mann fischte und leistete die grobe Arbeit, die Frau sammelte die Früchte, bereitete die Mahlzeiten, webte Kleidmatten und Gürtel, kurz, sorgte fürs Haus. Aber die Menschen vermehrten sich nicht. Nirgendwo sah man ein Kind. Denn Eluelap hatte wohl den Mann erschaffen, wie er heute ist, doch die Frau war ihm mißraten; er hatte ihre Scham vergessen. Und so kannte niemand die Freuden der Nacht.

Eluelap sorgte sich; er wollte wissen, weshalb seine Wesen keine Nachkommen bekamen. Und er entsandte seinen Sohn, den strahlend schönen Lugeileng, zur Erde, die Menschen zu besuchen und sie das Spiel zu zweien zu lehren.

Im Westen, wo Himmel und Erde einander berühren, stieg Lugeileng zu den Menschen hinab. Er wanderte nach Osten und kam nach der Insel Elato. Hier lebte Temongemong mit seiner Frau Liparara. Beide hatten sich gern; wenn Temongemong fischte, sorgte Liparara für das Hauswesen.

Als Lugeileng über die Insel streifte, erblickte er das Haus Temongemong's. Er ging darauf zu und sah nun Liparara unter einem rotblühenden Hibiskusbusch sitzen und einen Gürtel für ihren Mann weben. Lange schaute er ihr zu; er freute sich über ihre emsige Geschicklichkeit, mit der ihre flinken Hände das feine Gewebe schufen; und ihre frauliche Schönheit entzückte seine Sinne aufs höchste. Er trat vor sie hin und fragte, was sie mache.

»Ich webe einen Gürtel für meinen Mann Temongemong.«

»Wo ist denn dein Mann?«

»Temongemong ist weit vor der Insel; er fischt, und wenn die Sonne am höchsten steht, kommt er heim.«

So ging die Zweisprache eine Weile hin und her; Lugeileng fühlte sich durch das freundliche Wesen der Frau immer mehr angezogen und fragte endlich: »Was treibt ihr den Tag über?«

»Ich koche das Essen, mein Mann fängt die Fische, ich webe Matten und Gürtel, und er bessert am Hause, sorgt für das Kanu, die Segel, fertigt Geräte und schafft hundert andere Kleinigkeiten.«

»Versteht ihr nicht mehr? Was macht ihr denn nachts? Kennt ihr nicht das Spiel zu zweien?«

»Nein, das kennen wir nicht. Nachts schläft jeder auf seiner Matte.«

Da nahm Lugeileng der Frau die buntgemusterte Kleidmatte ab. Jetzt begriff er, weshalb den beiden das anmutige Spiel fremd war, und warum den Menschen keine Kinder beschert wurden. Eluelap hatte die Scham der Frau vergessen.

Sorgsam legte er Liparara die Matte wieder um die Hüften und bat sie, sich zu baden, mit frischem, wohlriechendem Öl den Leib und die Glieder zu salben und ihm in die Hütte zu folgen.

»Ich will dich das herrliche Spiel lehren!«

Die junge Frau bettete sich auf einer der feingeflochtenen, weichen Matten. Lugeileng beugte sich über die Liegende und ritzte ihr mit einem scharfen Muschelmesser eine schmale Spalte in den Leib, weitete sie mit den Fingern und sprach einen Zauberspruch darüber.

Der Liebesgarten der Frau war erschaffen und die Vergeßlichkeit Eluelap's wieder gutgemacht.

Darauf umarmte Lugeileng Liparara und lehrte sie das schöne Spiel zu zweien. Es dünkte ihr ungemein süß, ihr Rattenzünglein wußte vor Freude nicht aus und ein, und noch viele Male mußte der Gott ihr die Labung verschaffen.

Als der Gott sich verabschiedete, empfahl er ihr, auch Temongemong nach seiner Heimkehr im neuen Spiel zu unterweisen.

»Löse ihm den Gürtel, greife seine Schlange, lasse sie in das Loch schlüpfen und bereite ihr ein anheimelndes Lager.«

Kaum war Lugeileng seines Wegs gegangen, als die Frau schon zur Hütte hinauseilte, an den Strand lief und nach Temongemong zu rufen begann. Weithin schallte das Schreien und erreichte auch das Ohr des in der Ferne vor dem Riffe fischenden Mannes.

Im Glauben, daß seiner Frau etwas zugestoßen war oder Unholde ihr zusetzten, hißte er das Segel und fuhr in schneller Fahrt nach dem Strande und der heimatlichen Hütte. Je näher er kam, um so aufgeregter, lauter und deutlicher wurde das Rufen der Frau: »Komm! Komm, lieber Mann! Mach' schnell, beeile dich! Laß das Kanu, laß die Fische! Komm, komm! Ich will dir etwas Herrliches zeigen!«

Der Mann wußte nicht, was mit seiner Frau vorgegangen war. Er wunderte sich über die Rufe, deren Worte er verstand, und deren Sinn ihm doch fremd war.

Endlich gelangte er ins seichte Wasser. Er ließ das Segel nieder, sprang zum Kanu hinaus und wollte den Fang in den Körben bergen, um ihn in die Hütte zu tragen. Doch die Frau ließ ihm dazu keine Zeit. Sie watete schnell zum Boote und rief ihrem Mann zu: »Laß das Kanu! Laß die Fische! Komm nur, komm nur rasch!« Sie faßte den Ahnungslosen beim Arm, zog ihn hinter sich her, und auf alle Fragen hatte sie als einzige Antwort:

»Laß das Kanu, laß die Fische! Komm nur, komm nur rasch!«

Temongemong wußte nicht, was ihm geschah. Sie eilten in die Hütte, wo Liparara schnell das Mattenlager herrichtete, die Kleidmatte abstreifte und dem Manne den Gürtel löste. Traurig ließ die Schlange das Köpfchen hängen; doch wie die Frau nach ihr griff, wuchs sie, wurde groß und richtete sich empor.

»Nun will ich dich das neue Spiel lehren, in dem mich Lugeileng unterwies«, rief sie, legte sich auf die Matte und lockte die Schlange, in das Loch zu schlüpfen.

Auch Temongemong hatte seine Freude an dem lustigen Spiel; so groß war seine Freude, daß er viele Male die Schlange zum Ergötzen der Liparara ins Loch schlüpfen ließ, und alles andere, Kanu und Fische, Essen und Trinken darüber vergaß.

Täglich vergnügten sie sich an dem Spiel, so häufig und so viel, daß sie beinahe zu Skeletten abmagerten.

Als Lugeileng das merkte, weitete sich sein Herz, und er sorgte sich ernstlich um das Wohl und die Zukunft der Menschen. Trieben sie das Spiel so ausbündig und ohne Unterlaß, war es um die Nachkommen des Geschlechtes geschehen. Wiederum stieg er zur Erde herab. Er suchte das Ehepaar auf, warnte es vor den

Folgen des übereifrigen Spiels und riet ihm, sich nur mäßig damit zu vergnügen.

»Zwei Nächte von sieben dürft ihr euch des fröhlichen Spiels erfreuen, was darüber, gerät euch zum Schaden, und ihr müßt sterben.«

Temongemong und Liparara gehorchten dem Gotte. Bald blühten sie wieder auf, und mit der Zeit stellte sich eine große Kinderschar ein.

Das Spiel zu zweien ist seither von allen beliebt worden; Knaben und Mädchen, die vier Brotfruchternten sahen, versuchen es schon und erfreuen sich der belebenden Unterhaltung.«

Olapel hatte seine Erzählung beendet, als Sau Uru mich fragte: »Erzählte dir jemand auf den andern Inseln davon, wie einst die Kinder zur Welt kamen? Erzählten sie dir auch die Geschichte vom abnehmenden Monde? – Nein? Dann höre!

## Der Retter der Frauen

Zwei Männer, Gavus und Rageteg, fuhren einst zum Fischen vor das Riff. Sie fahndeten auf Treibholz. Als sie einen mächtigen Balken gefunden hatten, der zur Hälfte verfault, tief im Wasser schwamm, ließen sie eine große, aus starken Zweigen geflochtene Reuse über Bord, taten Köder hinein und banden sie an dem treibenden Stamme fest. Nun hatten sie einige Stunden Muße und beschlossen zu schlafen. Doch während der eine schlief, sollte der andere wachen.

Da kam von ungefähr ein großer Wal geschwommen. Als der die beiden erblickte, und er gerade Hunger hatte, schluckte er sie über und verschlang sie samt dem Kanu. Da saßen sie im Bauche des Walfisches und berieten, was sie tun sollten. Sie dachten hin, sie dachten her, und schließlich sagte der eine: »Wir wollen lauschen und aufpassen, wenn der Wal am Grunde aufstreift. Dann sind wir in der Nähe von Land. Mit unsern Messern wollen wir ihm die Eingeweide und den Bauch zerschneiden und versuchen zu entkommen.

So geschah es. – Nach geraumer Zeit verspürten sie unter sich ein lautes Schurren und Knirschen. Der Wal war auf dem Riffrande gestrandet. Sie suchten nun ihre Muschelmesser hervor und begannen, damit dem Fische die Eingeweide zu zerschneiden. Der Wal fühlte das Rumoren und Poltern in seinem Leibe; wie es darin gar nicht wieder ruhig werden wollte, auch die Schmerzen nicht geringer wurden, nahm er alle Kraft zusammen und spie die beiden aus. Eine hohe Woge schleuderte sie an den Strand. Als die zwei sich von ihrem Schrecken erholt hatten, schauten sie sich um und sahen, daß sie auf einer fremden, unbekanntem Insel gelandet waren.

Auf dem Eiland wohnten nur Weiber. Einmal im Jahre wurde es von den Männern einer benachbarten Insel besucht. Die lebten dann einige Tage mit den Frauen zusammen und kehrten darauf wieder heim. Hatte man neunmal beim Vollmonde die Tänze und Reigen am Strande aufgeführt, wurden die Kinder geboren.

Wenn nun die Frauen schwanger waren, ihr Leib sich zum rötlichen, runden Kürbis auswuchs, wenn die Zeit der Geburt

nahte, dann führte man sie abseits. Mit einem Muschelmesser schnitt man ihnen den Bauch auf und nahm das Kind heraus; war es ein Mädchen, zog man es auf; die Knaben nahmen die Männer beim nächsten Besuch mit; die Frauen aber begrub man.

Gavus und Rageteg gingen in die Insel hinein und gelangten bald in das Weiberdorf. Sie wurden freudig begrüßt. Da ihr Kanu zerschlagen, und andere nicht zur Verfügung waren, die sie zur Männerinsel hätten bringen können, blieben sie bei den Frauen. Jeder erwählte sich eine, junge anmutige Wesen, die Schönsten im Lande.

Sie waren einander von Herzen zugetan, und bald wurde die Frau des Gavus schwanger. Als ihre Zeit herannahte, erzählte sie ihrem Manne von dem traurigen Geschick, das ihr bevorstünde und sie nun bald sterben und von ihm scheiden müßte. Gavus liebte seine Frau und überlegte, wie er sie zu retten vermöchte. Und sofort kam ihm der rechte Gedanke. Im Dunkel der Nacht nahm er seine Frau bei der Hand und flüchtete mit ihr in den Busch, wo er am dichtesten und unzugänglichsten war.

Dort lebten sie, bis ein Knäblein geboren wurde. Diesmal wurde der Frau der Leib nicht aufgeschnitten, sondern es wanderte auf dem natürlichen Wege zur Mutter heraus.

Nach einer kleinen Weile verließen sie das Versteck und gingen ins Dorf zurück. Hier war das Erstaunen groß. Denn man hatte geglaubt, daß ein böser Geist die Vermißten geholt hätte, und sie längst gestorben wären. Die Verwunderung wuchs, als sie auch das Knäblein bei der gesunden, jungen, lebenden Mutter erblickten. Die mußte jeder erzählen, wie Gavus ihr zur Flucht geraten und das Kind auf die Welt gekommen war. »Das ist also der Geburtsweg,« sprachen die Frauen, »wir haben es bisher verkehrt gemacht.«

Seitdem werden alle Kinder auf natürliche Weise geboren.

Gavus aber war zum Retter der Frauen geworden.

\*

Sau Uru machte eine kleine Pause, richtete seine Pfeife, spuckte einige Male ins Feuer und sagte: »Wenige Schritte von diesem Hause, zu Füßen der großen Bananenbäume, dem Ort der Geister und Unheimlichen, liegen drei Hütten. Du bist dort

gewesen und weißt, daß unsere Frauen darin wohnen. Einmal im Monat, wenn der Mond abnimmt, muß jede Frau die Hütten aufsuchen und dort bleiben, bis das Tabu, das das Blut aus dem Leibe lockt, von ihr genommen ist. Wir Männer dürfen die Stätten nicht betreten; im weiten Bogen gehen wir um die Häuser herum, sonst würde es uns schlecht ergehen, denn früher ist es anders gewesen.«

\*

## Der abnehmende Mond

In alten Zeiten hatten es die Frauen angenehmer als heute; sorglos und munter lebten sie dahin; jede tat, was ihr beliebte, und den Männern war die ganze Sorge und Arbeit um das Hauswesen aufgebürdet. Das Tabu war über die Frauen noch nicht ausgesprochen, sie brauchten keine Bluthäuser zu besuchen. Der Mond lockte aus ihnen kein Blut heraus, hingegen wohl aus den Männern. Die mußten an heimlichen Orten, damit böse Menschen sie nicht verzauberten, die Gürtel lösen und in Kokosschalen mit dem Wasser das Blut abschlagen.

Nun lebte auf einer Insel ein mächtiger, alter Zauberer. Eines Abends, als die blutrote Sichel des Mondes am Himmel stand und seine Zeit gekommen war, ging er in den Busch, um der Gottheit das Opfer zu bringen. Er glaubte sich allein. Doch war er es nicht. Drei junge Mädchen waren ihm leise und unbemerkt gefolgt. Als der Alte nun den Gürtel löste, sich die Kokosschale vor den Leib hielt und Blut und Wasser abschlug, kam dies den drei Lauscherinnen so sonderbar und lustig vor, daß sie erst leise kicherten, dann aber laut loslachten. Dem Alten war das Kichern nicht entgangen; argwöhnisch hatte er sich nach allen Seiten hin umgewendet, als das helle Gelächter ihm das Versteck der drei Mädchen verriet. Er zog den Gürtel wieder fest und ging auf die drei los.

»Also, ihr verlacht mich alten Mann und das Opfer der Götter? Fluch über euch, Fluch, Fluch, Fluch! Mein Blut fahre euch in den Leib! Jedesmal, wenn der Mond wie heute abnimmt, soll er es euch wieder entlocken, sollt ihr den Göttern das heilige Opfer bringen! Abseits vom Dorf sollt ihr hausen, sieben Tage lang, allein, von niemand beachtet. Streng ruht das Tabu auf euch, kein Mann darf euch schauen und ihr keinen Mann.«

Sprach's und ging seiner Wege.

Seither sind die Männer von dem Opfer befreit.

Als der Mond das nächste Mal abnahm, wirkte der Zauber des Alten. Nun mußten die Frauen es bringen.

Und so ist es geblieben.

\*

»Wir aber meiden die Bluthäuser und ihre Umgebung; denn wer von uns kennt die Macht und die geheimen Kräfte der Frauen? Vermöchte nicht eines Tages eine von ihnen uns wieder das Blut in den Leib zu zaubern?«

Wohlgefälliges Schmunzeln erheiterte die Gesichter der Hörer; die anfängliche Befangenheit schwand. Falumet, mein Begleiter aus Yap, wollte eine Geschichte beginnen, als der alte Olapel sich räusperte und damit kundgab, daß er uns eine Erzählung zum besten geben wollte. – Alle schwiegen. – Er bat zunächst um den unvermeidlichen Tabak, wickelte sich auf den Schenkeln einige derbe, plumpe Zigaretten, setzte eine in Brand, räusperte sich nochmals und begann.

## Vom selbständigen Dal und den Frauen

Es war einmal ein Mann, der hatte einen schönen Dal. Der war nicht wie bei andern Leuten, sondern wenn der Mann zum Fischen ging oder auf einen Baum stieg, um Früchte zu holen, legte er zuvor den Dal auf den Boden. Saß er auf einer hohen Palme, rief er jedesmal, wenn er eine Nuß hinunterfallen ließ: »Dal, paß auf! Jetzt kommt eine Nuß!« Dann schlüpfte der Dal zur Seite und nahm sich in acht, daß ihn keine Nuß traf.

Eines Morgens ging der Mann wieder zum Fischen. Am Strande legte er den Dal ab, tat ihn unter einen Salzwasserbusch, deckte ihn mit Blättern zu und sagte: »Warte schön bis ich wiederkomme«.

Der Dal hatte eine Weile unterm Busch gelegen, das Köpfchen lugte zwischen den Blättern hervor, als eine Frau des Wegs gegangen kam, die sich in das Tarofeld begeben wollte. »Ei,« dachte der Dal, »hier ist es sonnig und heiß, auch gar langweilig, wer weiß, wann mein Herr wiederkommt. Bei der Frau ist's besser.« Gesagt, getan. Wie die Frau an dem Busche vorüberkam, sprang er von seinem Lager empor, an ihr in die Höhe und geradeswegs in ihre Scham, wo er sich sehr behaglich fühlte.

Der Frau gefiel der artige Geselle gar wohl. Voll Freude nahm sie ihn mit nach Hause. Als ihre beiden Töchter ihr entgegenkamen und sich wunderten, daß sie schon so früh wieder aus dem Tarofelde zurück war, sagte sie, sie wäre krank und wollte allein bleiben. Sie schickte die beiden Mädchen fort, den Taro zu holen, verschloß die Hütte und vergnügte sich mit dem Dal.

So trieb sie es alle Tage. Nur selten ließ sie sich blicken, und ehe sie zum Hause herauskam, verwahrte sie den Dal recht sorgfältig in einem Körbchen, das sie an die Wand hing. Den Töchtern untersagte sie aufs strengste, das Körbchen von der Wand zu nehmen oder auch nur hineinzuschauen.

Den beiden Mädchen gefiel es aber gar nicht, jetzt die ganze Arbeit im Hause und Tarofelde tun zu müssen. Da sie sich die Krankheit der Mutter, die immer nicht genesen wollte, nicht

erklären konnten, ihnen auch ihr heimliches Tun verdächtig schien, beschlossen sie, einmal genau acht zu geben. Als eines Morgens die Mutter sie wiederum ins Tarofeld schickte, nahmen beide ihre Körbe, den Grabstock und die Hacke und taten so, als ob sie nach dem Felde gingen. Wenige Schritte vom Hause entfernt, kehrten sie jedoch um, schlichen wieder zurück und legten sich auf die Lauer. Durch eine Ritze in der Wand belauschten sie die Mutter. Die hatte das Körbchen von der Wand genommen, es geöffnet, und sofort war der Dal heraus und ihr zwischen die Beine gesprungen. Er wurde des Hinaus- und Hineinschlüpfens nicht müde, und die Frau freute sich darüber so, daß sie gesunder und munterer war denn je zuvor.

Als die Mädchen das gesehen hatten, wollten sie auch die Bekanntschaft des fremden und liebenswürdigen Gesellen machen. Sie stellten sich krank; und wie die Mutter ihnen am andern Morgen befahl, Taros zu holen, und recht wehleidig tat, sagten die Töchter: »O Mutter, wir sind so krank, alle Glieder tun uns weh, wir können nicht liegen, nicht sitzen, nicht gehen, wir können wirklich nicht nach dem Felde hinaus; wenn du essen willst, mußt du dir deine Taros selber holen.« So mußte die Frau sich allein nach dem Felde aufmachen; doch versteckte sie vorher das Körbchen mit dem Dal recht sorgfältig.

Kaum war die Mutter fortgegangen, als die Mädchen das Geheimnis zu erkunden suchten. Sie durchstöberten die ganze Hütte, kehrten das Unterste zu oberst und fanden schließlich das Körbchen. Sie lösten den Verschuß. Schon sprang der Dal heraus und schlüpfte sogleich der Ältesten in die Scham. Ei, welch Vergnügen machte ihr das artige Ding! Nun begriff sie, warum die Mutter das Geheimnis so ängstlich gehütet hatte. Immer wieder trieb sie ihr Späßchen mit dem Dal, bis schließlich die Jüngste ungeduldig wurde und seiner auch begehrte.

Die Älteste wollte ihn jedoch nicht hergeben. Es entstand ein heftiger Streit zwischen den Schwestern, der damit endete, daß der Dal zerbrach und tot zu Boden fiel.

Da erschrakten die beiden; sie legten die Stücke aneinander, taten sie in das Körbchen und brachten es in das Versteck zurück.

Bald darauf kam die Mutter heim, die schon große Sehnsucht nach dem Dal hatte. Sie schickte die Töchter hinaus. Während die

das Essen herrichteten, holte die Frau das Körbchen hervor. Als sie es diesmal öffnete, sprang ihr kein Dal entgegen. Steif und tot lag er im Körbchen.

Da merkte die Frau, wie ihre Töchter sie betrogen hatten. Sie wollte sich rächen. Sie schärfte das Muschelmesser. Und als die Mädchen die gerösteten Taros hereintrugen, schnitt sie beiden die Kehlen durch. Sie gab sich in derselben Weise den Tod.

Der Mann aber war schon vorher gestorben. Denn als er vom Fischen zurückkam und seinen Dal nicht wiederfand, lief er voll Verzweiflung an die Riffkante, sprang ins Meer und wurde dort von den Haien verschlungen.

\*

»Die Geschichte gefällt mir,« rief Falumet, »hat Olapel uns vom Dal erzählt, sollt ihr nun von der Tavol hören. Schweigt euren Frauen darüber und hört andächtig zu, denn ich erzähle euch jetzt vom Sohn des großen Gottes Yolufat und seiner Frau. Wohlan!«

## Vom Yolufat und seiner rechten und falschen Frau

Yolufat hatte einen Sohn, der wurde zum Unterschied von seinem Vater der Kleine Yolufat genannt. Als er herangewachsen und mannbar geworden war, nahm er sich die schöne Nemegai zur Frau, die Tochter des weithinschauenden Lugeileng. Beide lebten recht einträchtig und zufrieden miteinander, bis sie sich eines Tages darüber ereiferten, wer von ihren Vätern zauberkundiger wäre. Nemegai sagte: »Mein Vater Lugeileng ist mächtiger als Yolufat!« Und ihr Mann entgegnete: »Nein, mein Vater Yolufat ist mächtiger als Lugeileng!« So stritten sie lange hin und her und konnten sich nicht einigen. Schließlich lief Nemegai zum Hause hinaus und zu ihrem Vater. Sie erzählte ihm von dem Zanke. Lugeileng meinte: »Schon gut!« Sprachs und schnitzte stillschweigend aus einem Baumstamm das Ebenbild seiner Tochter; alles formte er nach; nur die Scham vergaß er. Er dachte: »Was soll auch ein Holzbild mit einer Tavol!« Dann legte er es auf eine Matte, deckte es bis obenhin zu, sandte einen Boten zu Yolufat, Vater und Sohn, und ließ ihnen bestellen, Nemegai wäre krank und würde wohl sterben.

Yolufat, Vater und Sohn, kamen eilends herbei; sie traten an die Matte, auf der die falsche Nemegai steif und starr dalag und sich nicht rührte. Da sahen sie, daß sie zu spät gekommen waren und nicht mehr helfen konnten. Traurig nahmen sie von der Toten Abschied und begaben sich wieder nach Hause.

Dort angelangt, meinte Vater Yolufat: »Vermutlich hast du etwas Schlechtes gesagt, was Lugeileng gehört hat, daß er dir Nemegai nahm, vielleicht auch, daß der Schlaue dir nur einen Possen spielen will.« Nun gestand der Sohn den voraufgegangenen Streit.

Yolufat Vater erwiderte nichts; stillschweigend nahm er seine Zaubergeräte und hieß den Sohn mit nach dem Hause des Lugeileng zu kommen. Dort sprach er einen mächtigen Zauber über das Holzbild; wie er mit dem Palmwedel den Kopf, die Arme, die Beine, den Leib berührte, wurden sie der Reihe nach lebendig; schließlich lebte das ganze Holzbild. Nur mit der Tavol hatte er

Mißgeschick. Als er sie mit dem Zauberwedel anrührte und den Spruch hersagte, wußte er nicht, daß Lugeileng der Puppe keine Scham mitgegeben hatte. Und nun haftete die Tavol der falschen Nemegai an dem Grasrock, den man ihr umgebunden hatte.

Alle drei gingen nach der Hütte des Kleinen Yolufat. Dort hatte sich inzwischen die richtige Nemegai wieder eingefunden. Sie hatte Vater und Sohn belauscht, als sie vor dem Holzbilde standen und dachten, es wäre die echte Nemegai gewesen. Wie war sie mit dem gelungenen Streich zufrieden gewesen! Als sie nun die drei ins Haus treten sah und ihr Ebenbild, die falsche Nemegai erblickte, das lebende Holzbild, war sie totunglücklich; sie weinte; sie wollte von keiner Nebenbuhlerin etwas wissen; sie wollte ihren Mann verlassen und wieder zum Vater zurück. Nach vielem und langem Zureden gelang es jedoch Vater Yolufat, sie zum Bleiben zu bereden und die falsche Nemegai als dritte in dem Ehebunde aufzunehmen.

So geschah es. – Und in der Nacht trieben die drei ihr Späßchen, bis endlich die echte Nemegai meinte: »Nun wollen wir Mei machen und sehen, wer es am besten kann.« Sie band ihren Schurz ab, legte sich auf die Matte und Yolufat vergnügte sich mit ihr zuerst. Als er aber mit der andern seine Kurzweil treiben wollte, und er ihr den Grasrock abnahm, sah er, daß sie keine Tavol wie seine rechte Frau hatte; die saß am Schurze. Da legte er ihr den Rock wieder um die Hüften, und nun konnten sie sich an dem Spiel zu zweien erfreuen.

Die echte Nemegai hatte alles mit angesehen und baute darauf ihren Plan.

Am andern Morgen bat sie ihre Nebenbuhlerin, doch in das Tarofeld zu gehen und nach den Knollen zu sehen. »Lege aber zuvor deinen Schurz ab und nimm einen von meinen Röcken, sonst schaut jeder deine Tavol und lacht dich aus, daß du nicht einmal die Sitte kennst.«

Da band die falsche Nemegai einen andern Schurz um und tat wie ihr geheißen war.

Während sie im Felde war, nahm die echte Nemegai ihren Rock fort, trug ihn zum Hause hinaus und versteckte ihn dort unter der steinernen Plattform. Als die andere wieder zurückkam und den eigenen Schurz umbinden wollte, suchte sie ihn überall

vergeblich. Bis sie schließlich eine Ameise beobachtete, die unter einen Stein kroch. Sie hob den auf, fand auch den Schurz, doch die Tavor war von einer Maus völlig zernagt worden.

Da wurde sie recht traurig. Denn wie sollte sie sich nun wieder jemals im schönen Spiel zu zweien vergnügen können? Sie ging zum Vater Yolufat und bat ihn, ihr zu helfen. Und Yolufat half. Er nahm die Reste der Tavor, setzte sie ihr zwischen die Beine, und nun konnte sie wieder mit Yolufat Sohn ihre Späßchen treiben, so oft sie wollte. Yolufat Vater war mächtiger als Lugeileng gewesen.

\*

Falumet schwieg; doch nahm er gleich wieder das Wort und sagte: »Ich weiß euch noch eine wunderliche Geschichte; vielleicht ist sie wahr, vielleicht auch nicht; wunderbar ist sie jedoch! Niemand soll das Mei machen übertreiben. Hört zu!«

## Brüderchen und Schwesterchen

In alten Zeiten machten sich die Kinder kleine Häuser und spielten darin. Eines Tages kamen die Knaben und Mädchen eines Dorfes wieder zusammen, spielten, lärmten, tobten umher. Zum Schluß haschte jeder Knabe ein Mädchen; die beiden schliefen zusammen.

Unter den Kindern befand sich auch ein Geschwisterpaar, Bruder und Schwester; beide waren sehr schön. Gern hätte der Knabe einmal mit seiner hübschen Schwester geschlafen; doch das durfte er nicht – sie gehörten derselben Sippe an, und die Ahnengeister würden das Vergehen streng gestraft haben.

Einmal wollte es der Zufall, daß beim Spielen jeder Knabe sein Mädchen und jedes Mädchen seinen Knaben gefunden hatte. Nur die Geschwister waren übrig geblieben. Da nahm der Bruder kurz entschlossen seine Schwester bei der Hand, ging mit ihr in den Busch, und sie schliefen zusammen. Doch das Mädchen war damit nicht zufrieden, der Bruder war ihm viel zu artig. »Warte einen Augenblick,« sagte sie, »ich hole uns etwas zu essen. Dann gehen wir ins Kanu und spielen Reisen. Schlafenspielen ist mir zu langweilig.« Das Mädchen holte allerlei herbei, Bananen, Brotfrüchte, Kokosnüsse und Taros, einen ganzen Korb voll. Darauf zogen sie ein Kanu ins Wasser und fuhren ein wenig auf das Riff hinaus, wo sie Anker warfen.

Das Mädchen sprach: »Hier sind wir allein, niemand sieht uns, jetzt wollen wir, wie die Großen, einmal Mei machen.«

Der Bruder sprach: »Nein, das dürfen wir nicht, die Ahnengeister sehen und strafen uns schwer, wenn wir es doch tun.«

Das Mädchen sprach: »Ich will aber Mei machen!«

Der Bruder sprach: »Gut!«

Viermal machten sie Mei; da sagte das Mädchen: »O, wie ist das schön! Wir wollen damit nicht aufhören, wir wollen Mei machen bis wir sterben.« Darauf setzten sie das Spiel fort, bis sie nicht mehr konnten und vor Ermüdung einschliefen.

Die Strafe folgte.

Als sie schliefen, erhob sich ein gewaltiger Sturm, der das Kanu vom Anker losriß und es weit, weit fort in die Nähe einer Insel trieb, wo die beiden endlich erwachten. Der Knabe wollte ans Land rudern; doch das Mädchen hatte dazu keine Lust. Es sagte: »Laß das Rudern! Laß uns lieber Mei machen«. Das taten sie, bis sie wieder nicht mehr konnten, und der Knabe rief: »Ich mag nicht mehr, mein Dal tut mir sehr weh!«

Vor Ermüdung schliefen sie wieder ein und trieben auf dem Meere weiter nach der fernen Insel Kuschaie.

Als sie erwachten, war das Kanu auf den Strand gelaufen. Die Leute des Landes, voran der Häuptling, standen und saßen voll Erwartung herum, daß sie die Augen aufschlugen. Sie waren sehr freundlich mit ihnen. Der Häuptling nahm sie als seine Kinder ins Haus. – Ein Weilchen lebten sie in Frieden, dann gab es Zank und Streit. Die jungen Männer wollten alle mit dem schönen Mädchen spielen und schickten einen Boten, um es zu holen; doch der Bruder war eifersüchtig und ließ es nicht von seiner Seite; er wollte nicht, daß ein anderer mit ihm Mei machte. Auch die jungen Mädchen waren unzufrieden; einmal hätten sie gern mit dem hübschen Knaben gespielt, der jedoch von ihnen nichts wissen wollte, dann mißfiel es ihnen, daß ihre Gefährten sich von ihnen abwandten und nur Augen für das fremde Mädchen zu haben schienen.

Und weil sie gar so eifersüchtig waren, taten sie sich eines Tages zusammen, schlugen die Fremde tot und schnitten sie in ganz kleine Stücke. Der Bruder war darüber sehr traurig; er weinte bitterliche Tränen; in seinem Kummer suchte er alle Stücke zusammen und fügte sie aneinander. So wollte er seine Schwester begraben. Nur die Taval behielt er für sich und steckte sie an der Hüfte in den Gürtel.

Darüber war es Nacht geworden; als von ungefähr ein Gespenst erschien, eine Bulunguol. Sie bat: »Laß mich deine Schwester fressen.« Er sträubte sich dagegen, bis sie sagte: »Laß mich deine Schwester fressen, dann wird sie wieder lebendig.« Da gab er sie her; und die Bulunguol fraß alle Stücke auf. Als sie fertig war, sprach sie: »Ein kleines Stückchen, das schönste, das am besten und süßesten schmeckt, fehlt noch. Du mußt danach suchen, sonst ist alle Mühe vergeblich gewesen.« Wie sie sich aber umsah, bemerkte sie die Taval in seinem Gürtel. »Paß auf,«

sagte sie, »fürchte dich nicht vor mir,« – dabei nahm sie ihm die Taval weg –, »wenn ich sie herunterschlucke, mußt du mich umarmen, dann wird deine Schwester wieder lebendig.«

So geschah es. Die Bulunguol fraß die Taval, der Knabe umarmte das Gespenst, und es flog mit ihm in die Lüfte, hoch, hoch empor, bis sie in den Himmel kamen. Dort gingen sie in das Haus des Gespenstes.

»Wo ist meine Schwester?« fragte der Knabe.

»Warte, wenn wir morgen ganz früh aufstehen, dann ist deine Schwester da.«

Und als am andern Morgen die Sonne an der Tür vorüberrollte, kam die Schwester. Der Bruder rief sie an, doch sie hörte nicht. Es war nur die Seele der Schwester gewesen.

»Gib mir meine Schwester wieder!« rief der Knabe und fing an zu weinen.

»Die Seelen werden jetzt im Himmelsbrunnen, in Ngidengid, baden; wenn sie wieder zurückkommen, wird deine Schwester die letzte sein. Dann werde ich sie rufen.«

Richtig, nach einer Weile kamen die Seelen zurück. Als die Bulunguol das Mädchen erblickte, sprach sie einen Zauber, wodurch es seine körperliche Gestalt wiedergewann. Es sah den Bruder, ging auf ihn zu, und sie blieben fortan beieinander. Sie wohnten im Hause des Gespenstes, und die Bulunguol sagte: »Von nun an dürft ihr nicht wieder Mei machen, sonst verliert ihr euch auf immer.«

Die beiden schickten sich darein.

Eines Tages bat der Knabe die Bulunguol, sie doch wieder nach Yap zu ihren Eltern gehen zu lassen, denn im Himmel gefiel es ihnen nicht mehr. Das Gespenst sagte ja, machte einen neuen Zauber und schickte sie auf einen hohen Berg, der im Himmel emporragte. Als sie oben angekommen waren, meinte der Knabe: »Ich möchte doch noch einmal Mei machen.« Sprach's, nahm seiner Schwester den Schurz ab, und wie er den Gürtel lockerte, um den Dal hervorzuholen, löste sich die Schwester in einem Nebel auf und war verschwunden.

Da lief er nach dem Hause der Bulunguol zurück und erzählte ihr, wie er ihr Verbot habe übertreten wollen. Das Gespenst wußte aber schon alles, und weil der Knabe sein Vergehen ehrlich eingestand, sprach sie: »Einmal will ich euch noch helfen.« Sie rief die Schwester herbei, und beide gingen wieder auf den Berg. Dort befand sich eine Quelle; in die stiegen sie hinein und glitten schnell nach Yap hinab.

Sie gingen zu den Eltern, die sich freuten, ihre lange vermißten Kinder wieder bei sich zu haben.

Die Bulunguol hatte aber gesagt: »Niemand darf deine Schwester wieder zum Wasserholen gehen. Tut sie es, dann muß sie sterben.«

Eines Tages befahl ihr nun die Mutter, die von dem Verbot nichts ahnte, Wasser zu holen. Das Mädchen nahm die Schalen und ging zum Brunnen; als es sich über den Rand des Loches beugte, erblickte es sein Spiegelbild, seine andere Seele, und fiel tot um.

Lange wartete man im Hause vergeblich auf seine Heimkehr. Und als sie es suchten und zum Brunnen kamen, fanden sie das Mädchen dort tot am Boden liegen. Sie trugen es nach Hause und begruben es noch am selben Tage.

Schon längst hatten die spärlichen Dorfhähne ihren zweiten Schrei verhallen lassen; heute schien man hier im Hause ausnehmend wach zu sein. Niemand war beiseite geschlichen, hatte sich aus der Runde des Häuptlings gedrückt. Das reiche – auch wohl schwere – Essen vom gestrigen Abend hielt die Leute wach. Trotzdem wunderte ich mich doch, als ein Mann, der die ganze Zeit hindurch still am Feuer gesessen und redlich für dessen Ernährung gesorgt hatte, nun zu mir herrückte und mich im Flüstertone fragte, ob er mir auch eine Geschichte erzählen dürfte; sie wäre allerdings nicht aus Faraulip, sondern er hätte sie, als er im vorigen Jahre auf dem japanischen Schuner in Ponape gewesen wäre, von einer Frau erfahren.

Und Sau Butog erzählte.

## **Die Geschichte eines liebesbedürftigen Greises, und wie es ihm erging**

Hoch oben in den Bergen von Jokasch auf Ponape lebte einmal ein böser Zauberer, der hieß Taile. Er war schon sehr alt und betagt und wohnte in einem Häuschen, das dicht neben einer großen Höhle stand. Eines Tages erzählten ihm die Leute, daß in der Landschaft Matolenim das hübscheste Mädchen lebte, das man je gesehen hätte. Alle priesen seine Schönheit und lobten es. Die »Schöne von Taman« wurde es genannt, und es war die Tochter des Königs Schau Telur. Als Taile das hörte, wurde er so von Liebe zu ihr entflammt, daß er sie heiraten wollte.

Er machte sich auf und wanderte zu Fuß über die Berge nach Matolenim. Unterwegs traf er eine Anzahl Männer, die bereiteten für Schau Telur eine Brotfruchtspeise. Er sah ihnen eine Weile zu, fragte sie dann nach dem Wege und erzählte von seinem Vorhaben. Da lachten alle ihn aus und sagten, die Königstochter würde sich wohl für solch einen häßlichen Mummelgreis allerschönstens bedanken. Taile antwortete ihnen nichts darauf, sondern zog weiter; im stillen dachte er aber über die Worte der Leute nach und überlegte sich, wie er sich wieder jung machen könnte, um die Schöne von Taman für sich zu erringen.

Er pflückte zunächst eine Menge schöner roter Blumen und machte sich daraus einen prächtigen Kranz. Den setzte er auf den Kopf. Da sah er schon besser aus. Er wanderte weiter und kam an einen einsamen Ort. Dort legte er seine dicken, geschwollenen Beine ab und setzte sich dafür frische, jugendlichere ein. Er zog weiter und kam an einen andern Ort. Dort legte er sein weißes Haar ab und vertauschte es mit einer hübschen schwarzen Kopfbierde. Er ging weiter und kam an einen andern Ort. Dort entledigte er sich seiner schlaffen, runzligen Hoden und ersetzte sie durch kleine, zarte, pralle. Er wurde immer jünger aussehen. Und als er schließlich noch seine alten häßlichen Triefaugen aus dem Kopfe nahm und blanke, helle Augen dafür einsetzte, als er sich die Runzeln und Falten aus dem Gesichte strich, da war er wieder zum jungen Mann geworden.

Er kam nach Pankatra an den Hof des Königs. Er trat in das Haus ein, wo der König mit seiner Tochter gerade beim Essen saß. Die luden Taile ein, bei ihnen Platz zu nehmen und mitzuessen. Die Schöne von Taman mochte den hübschen jungen Mann gern leiden und bat ihn, ihr den roten Blumenkranz zu schenken. (Den hatte Taile aber zuvor verzaubert.)

Als sie den Kranz aufgesetzt hatte, da packte sie eine heftige Liebe zu Taile. Die Liebe wurde immer größer, und als der Zauberer sie fragte, ob sie seine Frau werden wollte, sagte sie mit Freuden ja. Da heiratete Taile die Schöne von Taman; und beide wohnten in Pankatra.

Nach einiger Zeit wollte Taile jedoch nach Jokasch zurückkehren. Er sagte zu seiner Frau, sie möge ihren Vater, den König, bitten, sie reisen zu lassen. Schau Telur entließ sie, und sie gingen fort. Sie gingen zu Fuß. Als sie an den Platz kamen, wo Taile die Triefaugen abgelegt hatte, nahm er sie wieder auf und setzte sie sich ein. So machte er es auch an den andern Orten; überall, wo er vordem seine alten Sachen abgelegt hatte, holte er sie sich wieder, das weiße Haar, die schlaffen Hoden und die dicken Beine. Und mit Schrecken merkte die junge Frau, wie ihr jugendlicher Mann plötzlich zum alten Mummelgreis geworden war.

Sie wollte fliehen; doch das ging nicht. Sie kannte nicht den Weg in der fremden Wildnis und mußte wohl oder übel bei Taile aushalten.

Als die beiden an die Stelle kamen, wo der Zauberer sein Boot versteckt hatte, zog er es aus dem Dickicht heraus und legte seine Frau samt allen abgelegten Sachen hinein. Dann nahm er das Boot auf die Schulter und trug es über die Berge bis nach seinem Hause. Er setzte es nieder, öffnete die Tür und schob es ins Haus hinein. Dann verrammelte er die Tür ganz fest und freute sich auf den schönen Braten, den er sich so schlaue eingefangen hatte, um ihn mit seinen Freunden zu verzehren.

Taile war nämlich ein arger Menschenfresser.

Er ging auf den Berg, rief von dort aus alle seine Freunde zusammen und lud sie zum Schmause ein. Sie kamen bald herbei und fragten ihn, was für einen Braten er denn für sie habe. Er

antwortete: »Die Schöne von Taman.« Da freuten sich alle und schmatzten mit den Lippen.

Während Taile auf dem Berge war, kam seine Schwester des Wegs, um ihren Bruder zu besuchen. Als sie vor dem Häuschen angekommen war, hörte sie drinnen rufen. Sie fragte: »Wer ist da im Häuschen und ruft immerfort?« Die Gefangene antwortete: »Ich bin es, die Schöne von Taman, die Tochter des Schau Telur!« – »O, du dummes Mädchen!« sagte die Schwester, »warum bist du auch mit dem bösen Zauberer gegangen? der will dich fressen.«

»Was soll ich tun,« wehklagte die Schöne, »ich kann nicht hinaus, die Tür ist fest verschlossen und verrammelt.« – »Ich werde dir helfen,« entgegnete die andere, »klopfe du drinnen, ich klopfe draußen. Bald wird ein Loch entstehen, dann kannst du heraus und dich in Sicherheit bringen.« Das tat das Mädchen, und bald war es frei.

Es lief nun so schnell es konnte fort und bat inständig alle Bäume und Büsche, ihm zu helfen, ihm den rechten Weg zu zeigen und es ja nicht dem Taile zu verraten. Die Bäume und Büsche hatten Mitleid mit der Schönen, sie halfen ihm, zeigten ihm den Weg und versprachen, es nicht dem Zauberer zu verraten. Nur ein kleiner winziger Busch weigerte sich. Da pißte es auf ihn und zog über die Berge weiter.

Als Taile nun vom Berge herab an sein Haus kam, öffnete er die Tür, um das Mädchen für den Schmaus herzurichten. Der Vogel war ausgeflogen. Er fragte seine Schwester, ob sie wüßte, wo das Mädchen geblieben sei. Sie verneinte es. Da suchte er überall nach der Entflohenen; er fragte alle die Bäume und Büsche, ob es bei ihnen vorbeigekommen wäre. Die antworteten alle nein; nur der kleine winzige Busch sagte: »Soeben ist die Schöne von Taman an mir vorbeigelaufen.« Da lief der Zauberer weiter. Aber er holte das Mädchen nicht ein. Mit seinen jungen Beinen konnte es schneller rennen, als er mit seinen alten. So mußte er schließlich seine Absicht aufgeben und kehrte nach Hause um.

Unterwegs begegnete er zwei alten Frauen, die trugen frische Kokosnüsse mit sich. Er bat sie, ihm einige zu geben; denn vom Laufen war er matt geworden und wollte sich erfrischen. Sie taten es. Als er sie fragte, ob sie das Mädchen gesehen hätten,

antworteten sie: »Zieh dein unteres Augenlid einmal herunter, dann wollen wir es dir sagen.« Taile zog die unteren Augenlider herunter, und die Frauen warfen ihm große Hände voll Staub hinein. »So, nun geh hin, wasch dir die Augen aus, dann wirst du die Schöne sehen!« riefen sie und rannten fort.

Taile war blind geworden; er konnte nichts mehr sehen; er verirrte sich in der Wildnis, fand nicht mehr nach Haus und ging elendig zugrunde.

Die Schöne von Taman war jetzt frei. Sie kam glücklich nach Pankatra und erzählte dort allen ihre Erlebnisse.

\*

Der Mond war längst hinter den Palmen verschwunden. Geradeaus, jenseits der Riffkante, funkelte noch schwach, einsam, auf die rechte Seite geneigt, das fünfsternige Kreuz des Südens. Kalt und frisch wehte der Morgenwind.

Bald sollte das stille Ringen der roten Morgensonne mit den weichenden schwarzen und grauen Schatten der Nacht beginnen.

— — —

## An Deck

Mittags hatten wir Käwieng verlassen. Mit langsamer Fahrt, vorsichtig die gefährlichen Flecken und Strecken hellgrünen Wassers meidend, die Künder seichter Riffe und der Korallenwiesen, waren wir aus dem engen Kanal hinausgeglitten und hatten das offene Meer gewonnen. Es bereitete uns keinen freundlichen Empfang. Stampfend und schlingernd arbeitete unser Dampfer sich vorwärts; schien es doch, als ob die hochgehende Dünung ihn wieder in den Hafen zurückzwingen wollte; wütend donnerten und krachten die schaumgekrönten Wogen gegen das Schiff, polterten über das Vorderdeck, überschütteten es mit feinem Sprühregen oder setzten es bisweilen auch ganz unter Wasser. Dabei strahlender Himmel, der sich im satten, tiefen Blau des Meeres widerspiegelte.

Abend wurde es, ehe die flache, brandungumtoste, grüne, palmen- und kasuarinenbestandene Spitze Neu-Mecklenburgs und die hohen, finsternen, bläulichen Berge Neu-Hannovers unter den Horizont hinabsanken. Die letzten Möwen, die uns begleitet hatten, waren umgekehrt. Noch eine kurze Stunde, und mit dem Scheiden der Sonne werden die letzten Erinnerungen an das Festland verschwunden sein.

Fünf Tage lagen vor uns. Keinem Dampfer, keinem Segler würden wir begegnen. Wir durchfuhren die einsamsten Gebiete des Weltmeers. Die seltsamen, aus dem Wasser emporhuschenden, in den nächsten Wogenkamm gleitenden und darin verschwindenden fliegenden Fische, die munteren, soldatisch in Gruppen und Reihen zu vierten marschierenden Delphine, die wie auf Befehl aus den Wellen herausschnellten, sich überschlugen und untertauchten, um dasselbe Spiel zu wiederholen, waren unsere einzigen Begleiter.

Nach Ponape waren wir bestimmt. In großer Eile galt es das Ziel zu erreichen. Ponape war im Aufstand. Vier Weiße waren heimtückisch erschlagen. Nur wenige schützten mit einigen treuen Eingeborenen die Kolonie, die weißen Frauen, die Kinder und den Besitz. Zweihundert ausgewählte schwarze und braune Soldaten hatten wir an Bord, die die erste Hilfe bringen sollten.

Der Morgen des dritten Tages war angebrochen. Spiegelblank, vom schwachen Winde wenig gekräuselt, leise atmend, breitete sich ringsum die veilchenblaue Fläche aus, die wir mit gesteigerter Dampfkraft durchschnitten. Als ob wir durch Öl fuhren. Hastig drehte und klopfte die Schraube und zog einen breiten, schaumgefleckten, brausenden Streifen hinter sich her, dessen Windungen wir, soweit das Auge reichte, verfolgen konnten.

Bis über Mittag hinaus wurden Übungen abgehalten, geschossen, Unterricht erteilt und darauf die farbigen Soldaten ihrer eigenen Unterhaltung auf dem Vorderdeck überlassen. Die braunen Khakiuniformen, die Mützen, die oft so wackelig auf dem schwarzen Wollhaar thronten, waren abgelegt; man hatte das bequemere, kurze, rote Lawalapp um die Hüften gebunden und sich nach Anziehung und Gefallen in Gruppen zusammengetan. Die kleinen Kämpferholzkisten waren heraufgeholt; kling, kling, bald tief, bald hoch klangen deren Glöckchen, wenn der Besitzer sie aufschloß, um ihre Schätze zu wiederholten Malen umzuordnen; auf Deck, in ihre wollenen, roten und braunen Schlafdecken gehüllt, lagen die einen, ruhten sich von den Mühen des Morgens aus und schnarchten, als gälte es die Unterlage durchzusägen. Andere saßen an der Reling, die nie erlöschende Kalkpfeife im Munde, stumm ihren Gedanken hingegeben, hin und wieder ins Wasser spuckend, andere schwatzten leise, reinigten eifrig ihre Ausrüstung. Und dazwischen befanden sich etliche Gruppen von sechs bis zehn Soldaten, die um eine umgestülpte Kiste herumhockten und sich einem mir unverständlichen Kartenspiel hingaben. Vor Fett und Schwärze waren die einzelnen Blättchen kaum zu erkennen; sechs spielten zuerst: jeder warf stets zwei Karten, die durch den Schmutz aneinander klebten, nach irgendwelchen Regeln mit weithinschallendem Krach auf die Kiste – dieser Lärm schien ihnen die Hauptsache zu sein –, Part und Gegenpart sahen sich in die Karten, tauschten auch zuweilen einige Blätter aus, um sie dann mit verdoppelter Kraft auf die Bretter zu schmettern; dann und wann griff jemand die Karten wieder auf und spielte sie im selben Gange weiter aus; aus den sechsen wurden viere, doch das Spiel nahm kein Ende; schweigend, mit ernsten Mienen folgten sie dem Verlauf; eine Reihe kibitzte, stichelnd,weisend, und hin und wieder ein lautes »you kill him!« dazwischen rufend.

Aus allen Stämmen Neu-Guineas und des Bismarckarchipels waren die Schwarzen zusammengewürfelt; jeder hatte seine besondere Sprache, dem andern unverständlich; nur die Landsmannschaften unterhielten sich in den heimischen Lauten. Untereinander verständigte und besprach man sich in jenem sonderbaren, eigenartigen, blumenreichen Kauderwelsch der Südsee, dem Pidgin-Englisch, dem wunderlichen Gemisch von englischen, deutschen, portugiesischen, chinesischen und eingeborenen Worten.

Unter den Soldaten bemerkte ich meinen alten Freund To Kau, der vor kurzem von Ponape, wo ich ihn bereits gekannt hatte, nach Rabaul heimgeschickt war, und nun mit den Soldaten wieder zurückkehrte. Wir talktalkten, unterhielten uns über die Heimat, über Kokopo, sprachen von Ponape, den zu erwartenden Ereignissen und tausend andern Dingen, bis er mir unvermutet einwarf, er freue sich auf Ponape, freue sich dort auf seine Frau, die Limui, die er neulich doch nicht hätte mitnehmen können, da er schon in Kokopo eine Frau habe. Dort wäre es ihm beinahe wie dem To Langabatur ergangen. Ich kannte To Langabatur nicht.

»Du kennst nicht To Langabatur? Du weißt nichts von seiner Reise ins Weiberland?«

Und er erzählte:

## Die Abenteuer des Mannes im Weiberland

To Langabatur wollte Tauben essen. Er ging in den Busch und suchte sich den Baum, auf dem die Tauben zu nisten pflegten. Er spannte eine Schlinge auf, tat Beeren hinein, die die Vögel gern fraßen, und wartete dann, daß sich einer in der Schnur verfang.

Bald setzte sich eine Taube in die Schlinge. Schnell zog er sie zu und die Schnur auf den Boden herab, um das Tier einzufangen. Es riß aber das dünne Bändchen ab und flog mit dem längeren Teil, den es hinter sich herschleppte, davon.

To Langabatur schaute der Taube nach und dachte: »Na, die Schnur wird sicher ihr Verhängnis werden; die wird sich noch in einem Baum verfangen.« Die Taube flog jedoch weiter; er schlenderte hinterdrein, sah ihr nach und sagte: »Wo wird sie sich wohl hinsetzen?« Nun nahm sie ihren Flug auf die offene See hinaus. »Wo wird sie sich denn ausruhen,« sprach er, »wenn sie jetzt auf das Meer hinausfliegt?«

Als sie seinen Blicken vollends entschwunden war, rief er: »Also ist sie mir richtig mit meiner Schnur durchgebrannt!« Flugs schob er ein kleines Kanu ins Wasser und ruderte hinterher. Er ruderte und ruderte und ruderte immerfort. Er ruderte die ganze Nacht hindurch. Als es Tag wurde, sah er ein Eiland vor sich. »Aha,« rief er, »da ist die Insel, wohin meine Taube geflogen ist. Na, dich werde ich schon kriegen! Gewiß sitzt sie auf dem hohen Baum dort!«

Er ruderte an den Strand, zog das Boot an Land, deckte es mit Schlingpflanzenblättern zu und begab sich nach dem Baum. Er stieg hinauf und saß hoch oben, als er plötzlich Frauenstimmen vernahm. »Nun will ich mich ruhig verhalten,« sagte er, »und die Taube nicht einfangen; die Frauen sollen mich nicht sehen. Ich will mich in den Blättern verbergen.«

Sprachs und tat es; doch er hatte nicht bemerkt, daß der Baum schief gewachsen war und sich über eine Quelle neigte. Wie er so versteckt im Wipfel des Baumes saß, kam eine Frau. Sie beugte sich zum Brunnen nieder, um eine Kalabasse mit Wasser zu füllen. Als sie das Wasser schöpfte, lugte der Mann zwischen die Blätter hindurch nach unten; dabei bewegte er sich und die

Schatten seines Federhaarstutzes tanzten auf dem Wasser hin und her.

Die Frau sagte (zu sich): »Was mag denn das sein, was sich da im Wasser spiegelt?« Und als sie darauf in die Höhe schaute, erblickte sie den Mann: »Wer bist du denn da oben?« fragte die Frau.

»Ich komme von weither.«

»Was willst du hier?«

»Ich verfolgte eine Taube, die mir mit meiner Schlinge ausriß.«

»Na, halte dich gut versteckt, damit die andern Frauen dich nicht sehen.«

Als ihre Gefährtinnen ihre Kalabassen auch mit Wasser füllen wollten, rief sie ihnen zu: »Laßt nur, ich will euch schon die Kalabassen füllen und für euch alle Wasser schöpfen.«

So schöpfte und schöpfte sie immerfort Wasser. Kamen dann andere Frauen, sagte sie zu ihnen: »Reicht eure Kalabassen her! Ich will sie füllen.«

Als es Abend geworden war, sprachen die Frauen: »So, jetzt laßt uns aufbrechen!« Sie gingen fort. Die Frau aber, die das Wasser geschöpft hatte, ließ absichtlich ihren Pandanusschirm am Brunnen zurück. Sie waren eine Strecke zusammen gegangen, da rief sie plötzlich: »O, meine Lieben! Ich habe meinen Schirm vergessen. Geht einstweilen voraus. Ich will umkehren und ihn holen. Ihr braucht durchaus nicht auf mich zu warten! Geht nur los!«

Damit drehte sie sich um und lief eilends nach der Quelle zurück. Der Mann saß noch oben im Baume. »Komm schnell herunter!« rief sie ihm zu, »komm mit und verstecke dich in der Nähe meiner Hütte.« To Langabatur kletterte herab und ging mit der Frau fort. Als es Nacht geworden war, nahm sie ihn in ihre Hütte.

Er blieb bei ihr; sie hielt ihn verborgen und sorgte für sein Essen.

Er spielte mit ihr; und eines Tages wurde sie schwanger.

Da fragten die andern sie: »Was ist mit dir vorgefallen? Du bist ja schwanger.«

Sie erwiderte: »Das ist doch nichts besonderes. Das kommt von unsern Männern, den Schildkröten, wenn die sich bei uns einfinden.«

Bald darauf gebar die Frau einen Knaben. Die andern fragten von neuem. Auch ihre Schwester befragte sie. Da flüsterte sie ihr leise zu: »Erst richte mir etwas Essen her.«

Als das geschehen war, standen beide auf, und die Frau tat To Langabatur zu ihrer Schwester hinein. To Langabatur spielte nun mit der Schwester. Sie wurde auch schwanger. Wieder fragten die andern: »Was ist denn mit dir vorgefallen? Du bist ja schwanger!«

Da sagte die erste Frau: »Bringt mir einige Stückchen Muschelgeld und beschenkt mich damit, dann will ich euch einen Schatz zeigen, den ich für uns gefunden habe.«

Die andern schenkten der Frau viele Stücke Muschelgeld. Nun rief sie To Langabatur: »Wohlan, komme heraus, zeige dich den Frauen, damit sie dich sehen!« Der Mann kam heraus, und als sie ihn erblickten, riefen sie: »Fürwahr, der Mann wird uns glücklich machen, nun werden wir Kinder bekommen.«

Jede Frau wollte To Langabatur zuerst haben. Doch die beiden Schwestern gaben ihn nur gegen reiche Bezahlung von Muschelgeld heraus. Jede Nacht schlief er bei einer anderen Frau, und alle wurden schwanger.

Eines Tages fragte sie der Mann: »Wo sind eure Männer?«

»Unsere Männer sind Schildkröten.«

»Lockt sie einmal aus der See herbei!«

»Was willst du mit ihnen anfangen?« fragten die Frauen.

»Ich will sie essen. Schildkröten schmecken gut.«

Sie lockten die Schildkröten. Sie riefen: »Punpunpun! Punpunpun!« Da kamen die Schildkröten herbei. Nachdem er eine mit einem Prügel erschlagen hatte, zerlegte er sie.

Die Frauen aber sagten: »Fürwahr, wir freuen uns sehr, daß du zu uns gekommen bist! Die Schildkröten wollen wir nun aufessen.«

So aßen sie alle ihre Männer, die Schildkröten, auf. Sie gefielen ihnen jetzt viel besser als früher.

Alle Frauen gebaren Knaben. So kamen die Männer in das Land, in dem es vorher nur Weiber gegeben hatte.

Als die Knaben größer geworden, als auch Mädchen geboren waren, schickte sich To Langabatur an, die Insel zu verlassen.

Er ging an den Strand, zog sein Kanu unter den Schlingpflanzenblättern hervor, schob das Boot ins Wasser, stieg hinein, ruderte los und landete am Abend wieder in seiner Heimat.

Er begab sich sogleich zu seiner Frau. Schon von weitem sah er an den Palmen vor seiner Hütte die Zeichen, die die Schonzeit der Kokospalmen zu Ehren eines Toten verkündeten. Er wunderte sich darüber und glaubte, daß seine Frau gestorben wäre; doch klopfte er mit den Fingern auf der Liegetrommel den Trommelruf seiner Frau, um ihr sein Kommen zu künden, falls sie doch lebte und sich bereits zur Ruhe begeben hatte.

»Wer bist du denn da draußen?« rief die Frau drinnen in der Hütte.

»Ich bin es, ich To Langabatur!«

Da entfachte sie eine Kokosfackel und leuchtete zur Hütte hinaus. Der Lichtschein fiel auf ihn, und sie erkannte an seinem Gesichte das Schandleben, das er geführt hatte. Außer sich vor Wut ergriff sie ein Steinbeil, stürzte damit auf ihn los und rief: »Da bist du also! Du Schandkerl! Wir glaubten, du wärest tot. Wir haben die Totenfeier für dich abgehalten. Unser ganzes Muschelgeld ist dabei draufgegangen! Und nun haben wir es umsonst verschleudert, während du dich heimlich herumtriebst und deinen Lüsten fröhntest.«

Sprach's, schwang das Beil und hieb ihm sein Glied ab.

To Langabatur starb daran; und man begrub ihn.

Während To Kau erzählte und seine Worte mit einem lebhaften Mienen-, Gebärden- und Gestenspiel begleitete, um ihnen zum rechten Eindruck zu verhelfen, hatte sich ein großer, tiefschwarzer Buka bei mir eingefunden. Ohne auch nur eine Miene im Gesichte zu verändern, ja fast gleichgültig, als ob To Kau etwas alltägliches erzählte, hatte er zugehört. Ich wunderte mich um so mehr, als der schweigsame Mann mich plötzlich fragte: »Master, darf ich dir auch eine Geschichte erzählen? Willst du vom Frauenheld hören?«

Tohen erzählte:

## Der Frauenheld

»Du wirst meine Knochen noch einmal sehr zornig machen, wenn du mir mit deinem scheußlichen Jaulen wieder Kopfschmerzen bereitest«, sagte ein Buka zu seinem Weibe, das er soeben wieder gehörig verprügelt hatte. Doch die Ohren der Frau vergaßen die Drohung nur zu bald, und immer wieder machte das arme Weib seinen Schmerzen in gellenden Mißtönen Luft. Da war denn eines Tages die Geduld ihres liebenswürdigen Mannes und Ehegatten erschöpft; kurz und bündig teilte er seiner jungen Frau seinen Entschluß mit, sie zu verlassen und sich nach einem andern Weibe umzutun. Er sagte zu seiner Mutter: »Schaffe Farben herbei, rote und weiße Farbe bereite mir, du sollst mich prächtig schmücken, daß alle Mädchen, deren Augen mich erblicken, nur noch mich zu heiraten wünschen.« Die Mutter färbte nun ihrem stolzen Sohne das Haar mit roter Erde, und weiß bemalte sein Bruder ihm das Gesicht. Darauf nahm die Alte Kokosnüsse, preßte das junge Fleisch über einem Topfe aus, setzte etwas Wasser hinzu und brachte den Brei zum Kochen. Als er genügend eingedickt war, streute die Mutter zerpfückte Blätter wohlriechender Pflanzen hinein, verrührte das Ganze und ließ es an einem schattigen Platze abkühlen. Die Glieder und der ganze Leib des Mannes wurden mit dem erkalteten Brei eingesalbt. Herrlich duftete nun seine Haut. Ein Gürtel, der einen Klaffer Muschelgeld barg, umspannte den Leib, Armbänder aus feinen, schwarz, gelb und rot gefärbten Lianenfasern geflochten, zierten beide Oberarme. Auf dem braunrot gefärbten Haarschopf leuchtete ein Busch von Kakadufedern, und eine Liane, spiralig um den Unterarm gewickelt, schützte diesen vor dem Rückschlag der Bogensehne. Nun nahm der Krieger Bogen, Pfeile und sein Kriegsbeil und machte sich auf den Weg. Er ging einen der kleinen Pfade entlang, die durch das Gestrüpp und die dichten Laubgehänge in die grüne Dämmerung des Urwaldes hineinführten. Das verlassene Weib sah seinen strahlenden Gatten in seiner ganzen Pracht über den Dorfplatz schreiten und im Busch verschwinden. Es schrie in seinem Schmerze laut auf und wälzte sich vor Verzweiflung am Boden. Doch ungerührt,

ohne sich auch nur umzublicken, entfernte sich der Mann. Weit war der Weg, den er zu gehen hatte.

Und er ging und ging und ging und ging ...

Als er in die Nähe eines Dorfes kam, witterten zwei Weiber, die nach Wurzeln gruben, den Wohlgeruch seines Leibes. Und das eine Mädchen fragte:

»Wachsen hier süßduftende Pflanzen in der Nähe?«

»Nicht das ichs wüßte,« entgegnete das andere.

Da sahen sie aber den Mann aus dem Unterholz des Busches auftauchen.

»Bua! Was für ein wundervoller Mann ist das!« riefen beide und verbargen sich in den Kräutern; in die wild wuchernden Kräuter steckten sie die Köpfe. Als der Mann nahe genug herangekommen war, sprangen sie auf und suchten ihn festzuhalten; an den Armen suchten sie ihn zu halten. Doch wollte es ihnen nicht gelingen, denn die Salbe hatte die Glieder schlüpfrig gemacht. Doch der Mann blieb stehen und fragte: »Ja, seid ihr denn auch schöne Mädchen?« Und er prüfte sie von oben bis unten und sah, daß sie voller schwärender Wunden waren. Schaudernd wandte er sich ab. »Scheußlich seid ihr, viel häßlicher als das Weib, das ich verlassen habe,« sagte er, schritt davon und ließ die enttäuschten Weiber zurück.

Und er ging und ging und ging und ging ...

Als er in die Nähe eines andern Dorfes kam, spürten zwei Weiber, die nach Galipnüssen suchten, den Wohlgeruch seines Leibes. Und das eine Mädchen fragte: »Wachsen hier süßduftende Pflanzen in der Nähe?«

»Nicht, daß ichs wüßte,« entgegnete das andere.

Da sahen sie den schönen Mann zwischen den Stämmen heraustreten, und verbargen sich in einem Busch, in einen dichten Busch steckten sie die Köpfe. Als der Mann nahe herangekommen war, sprangen sie auf und riefen: »Bleibe bei uns!« Er aber fragte sie: »Seid ihr denn schöne Weiber hier?« Und er musterte sie und bemerkte, daß sie Hasenscharten hatten und beim Sprechen Töne wie Taubstumme von sich gaben. »O,

wie seid ihr übel,« sagte er, »ihr seid ja viel häßlicher als das Weib, das ich verlassen habe.«

»Komm du nur in unser Dorf,« schalten die erbosten Weiber, »erschlagen werden dich unsere Männer, kriegerisch und stark sind sie.«

»Ich fürchte mich nicht vor euren Männern«, antwortete der Mann und wandte sich zum Gehen.

»Ermorden und fressen werden dich unsere Männer!« so keiften die Verschmähten hinter ihm drein.

Er aber ging und ging und ging und ging ...

Als er an die Meeresküste kam, witterten zwei Weiber, die beim Fischfang waren, den Wohlgeruch seines Leibes, und die eine Frau fragte: »Wachsen hier süßduftende Pflanzen in der Nähe?«

»Nicht, daß ichs wüßte,« entgegnete die andere.

Da sahen sie den geschmückten Mann am Strand entlang kommen und verbargen sich im Gras, ins hohe Gras steckten sie ihre Köpfe. Als der Mann in ihre Nähe gekommen war, sprangen sie auf und zeigten sich ihm. Er blieb stehen, betrachtete sie einen Augenblick und fragte dann: »Ja, gibt es denn nirgendwo schöne Mädchen? Alt seid ihr und verblüht, eure Brüste sind welk und hängen. Ihr ekelt mich an; ich gehe.«

»Erwürgen sollen dich unsere Männer, kampfgewandt und gewandt sind unsere jungen Leute!« so schrien die Alten hinter ihm her.

»Auch ich bin kampferprobt,« gab der Mann zurück, »dazu trage ich im rechten Armband Hiraku, den Kriegszauber, im linken aber Magarra, das die Weiber liebestoll macht.«

Und er machte sich wieder auf den Weg.

Er ging und ging und ging und ging ...

Als er an einen großen Baum kam, der im flachen Wasser stand, kletterte er hinauf und versteckte sich in der Krone, in den buschigen Zweigen verbarg er sich. Noch hatte er nicht lange dort gesessen, als er zwei Mädchen im Busche singen hörte; immer näher erklangen die Stimmen, und schließlich traten sie aus dem Uferwald heraus. Kokosnußschalen trugen sie in den Händen, um Wasser zu schöpfen. Es waren herrliche Mädchen, stolz trugen sie ihre Brüste, fest und rund waren ihre Schenkel und Lenden.

Alles das sah der Mann vom Wipfel des Baumes aus; und er pflückte eine Frucht und ritzte mit den Fingernägeln schöne Zeichnungen in die Schale. Als er damit fertig war, höhnte er die Frucht ein wenig aus und tat Magarra hinein, um die Mädchen in Liebe entbrennen zu lassen. Doch nun hob das eine Mädchen plötzlich die Nase: sie hatte den Wohlgeruch des Mannes gewittert. Aufmerksam sog es die Luft ein und fragte seine Gefährtin: »Wachsen hier süßduftende Pflanzen in der Nähe?«

»Nicht, daß ichs wüßte«, entgegnete diese.

Da warf der Mann die beschnitzte Frucht herunter, daß sie in hohem Bogen ins Wasser fiel. Eines der Mädchen sah die Frucht fallen, fischte sie auf und entdeckte die Zeichnungen. »O, dies hat sicher ein kunstreicher Mann gemacht,« riefen beide, und eifrig äugten sie nach allen Seiten, bis sie den Mann im Geäst des hohen Baumes erblickten.

»Komm herunter, komm schnell herunter und nimm uns beide«, riefen die Mädchen.

»Einverstanden!« gab der Mann zurück und glitt eiligst den Stamm herab.

Er stieg ins Wasser und watete auf die Mädchen zu, näher und näher kam er ihnen, und sie sahen, wie schön, wie herrlich er war. Die beiden jungen Weiber gingen ihm entgegen, faßten ihn um den Leib, schmiegt sich an ihn und führten ihn nach einer verlassen Hütte in den Busch.

»Hier bleibe verborgen,« sagten sie zu ihm, »hier im Versteck verharre, bis wir wiederkommen.«

Und sie gingen und holten geröstete Taroknollen. Als der Mann gegessen hatte und sich wieder neugekräftigt fühlte, sprang er auf und fragte die Mädchen: »Wo liegt euer Dorf? Hingehen will ich und die Männer erschlagen.«

»Folge diesem Pfade«, ward ihm zur Antwort, »und halte dein Steuer gerade, dann wirst du es bald erblicken; doch gib acht, die Augen unserer Männer sind scharf.«

Der Jüngling nahm seine Waffen und ging ...

Und er ging und ging und ging und ging ...

Schließlich erreichte er das Dorf. Still und verlassen lag es mitten im dichten Busch. Der Mann trat in eine Hütte und polterte dort mit Knüppeln und Brettern, um die Leute herbeizulocken. Es dauerte auch nicht lange, da kam ein Mann und spähte ins Dunkel der Hütte.

»Wer macht da Lärm?«

»Ich!«

»Kommst du weit des Weges?«

»Ja, ich habe einen langen Marsch hinter mir.«

»So komm her und iß mit mir Betelnüsse; hier hast du auch Blätter und Kalk; hernach magst du dich niederlegen und dich ausruhen.«

Der Mann kaute nun mit dem andern Betelnüsse und legte sich dann schlafen. Doch nur zum Schein schlummerte er, denn er wußte, daß der andere versuchen würde, ihn umzubringen. Der ging und kehrte mit einem Arm voller Speere zurück. Er ergriff einen, zielte auf den Schlafenden und schleuderte die Waffe. Aber dicht vor der Brust des Fremden wich die Speerspitze plötzlich zur Seite ab, so daß nur der Schaft den Körper streifte. Der Mann hatte der Kraft des Zaubers vertraut; jetzt aber erhob er sich, tat schlaftrunken, und sah die Lanze neben sich im Boden stecken.

»Wie kommt der Speer hierher?« fragte er.

»Ich bin gestolpert, dabei entfiel mir die Waffe,« antwortete der Einheimische.

»Du hast mich ermorden wollen,« sagte der Krieger, »wohlan, hier stehe ich und werde nicht ausweichen, versuche mich diesmal besser zu treffen!« Der Gegner schleuderte einen Speer, die zitternde Spitze kam geradewegs auf die Brust des Fremdlings zugeflogen; da warf sie der Hirakuzauber zur Seite.

»Nun sieh, wie ich zu treffen weiß!« rief der Mann, nahm den Speer vom Boden auf und warf ihn dem Feinde mitten in die Brust, daß der hintenüberschoß, und der zitternde Lanzenschaft hoch aufragte. Eiligst trennte er dem Gefallenen den Kopf vom Rumpfe und zerlegte den Körper. Die Fleischstücke setzte er in einem Topf voll Wasser aufs Feuer und verbarg sich dann im nahen Gebüsch. Bald darauf kehrte eine ganze Schar von jungen

Männern vom Fischfang heim; sie witterten das kochende Fleisch im Topfe, glaubten, es sei ein Schwein geschlachtet, und stürzten sich darüber her. Als sie im besten Schmausen waren, trat der fremde Mann aus dem Gebüsch heraus und fragte:

»Was eßt ihr denn da? Sagt, wo ist denn wohl der Mann geblieben, der vor euch ins Dorf zurückkam? Hier, ich habe ihn erschlagen, in diesem Topfe kocht sein Fleisch, und ihr seid dabei, euren eigenen Stammesgenossen zu verzehren!«

Angeekelt warfen die Essenden die Fleischbrocken fort, nur einige versuchten schnell auch den Rest noch hinunterzuschlingen. Doch der Jüngling ließ ihnen keine Zeit dazu. Einer nach dem andern fiel, von seinen Pfeilen getroffen, tot zu Boden.

Im Triumph holte er die beiden Mädchen in das Dorf. Sie rüsteten sich dort mit Lebensmitteln aus, trieben ein paar Schweine zusammen, verstauten alles in ein Kanu, das sie am Strande vorfanden, und fuhren dann die Küste entlang nach dem Heimatsdorf des Mannes.

Die Mutter und das verlassene Weib hatten sich mit Trauerfarbe bemalt, da sie den Jüngling längst ermordet glaubten. Vor Freude weinend fiel nun die alte Mutter ihrem heimgekehrten Sohn um den Hals; die abgesetzte Frau aber brach wimmernd zusammen, als sie ihre Nachfolgerinnen erblickte.

»Nun heule nur soviel du magst!« rief er ihr lachend zu.

Er schenkte seiner Mutter die mitgeführten Schweine und kehrte dann mit seinen beiden jungen Weibern in das eroberte Dorf zurück.

\*

Die lange Erzählung war von den übrigen Soldaten nicht unbemerkt geblieben. Stillschweigend hatten sich einige Neu-Guinea-Leute und noch ein Buka bei uns eingefunden, sich auf der Ladeluke niedergehockt und der Geschichte des Tuhen gelauscht. Als er fertig war und zur Belohnung eine Stange Tabak erhielt, war die Aufmerksamkeit der andern noch gespannter geworden. Sein Landsmann Sori wechselte mit ihm etliche Worte, unter denen sich immer wieder Porana, Porana wiederholte. Die Erklärung wurde mir bald. Sori bat, mir eine Geschichte von dem

Stammeshelden der Salomon-Leute, von Porana, erzählen zu dürfen.

## Wie Porana die Frauen kurierte und dafür belohnt wurde

Die Lieblingsfrau eines großen und mächtigen Häuptlings war krank geworden. Alle Zauberer und heilkundigen Leute wurden herbeigeholt; sie versuchten ihre Künste, doch vermochte niemand ihr zu helfen.

Da sie nicht genesen konnte, sagte der Häuptling schließlich: »Traurig! Mit meiner Frau will es immer nicht besser werden; ihr habt euch redliche Mühe gegeben, aber alles ist vergeblich gewesen. Ich glaube, ihr holt nun einmal den Porana, der kennt sich in allen Heilmitteln aus. Ich will ihn gehörig belohnen, wenn er meiner Frau hilft. Porana hat doch euren Frauen stets geholfen. Bringt ihn also her!«

Und er sandte einen Mann fort, Porana zu holen. Er sollte nach dem Hause des Häuptlings kommen und gleich Medizinen mitbringen.

Porana kam und sagte zum Häuptling: »Laß die andern Frauen in den Garten gehen und gehe du mit. Nur deine Lieblingsfrau darf hier bleiben. Sag' den Frauen, daß sie nicht eher wieder ins Haus kommen dürfen, bis du die Trommel erschallen läßt. Wenn ich die Trommel höre, weiß ich, daß du zurückkommst.«

Der Häuptling ging mit den andern Weibern in den Garten.

Nun fragte Porana die zurückgebliebene Frau: »Was fehlt dir denn? Wo bist du krank?« Die Lieblingsfrau antwortete: »Hier drinnen sitzt's« und zeigte dabei auf den Leib.

Porana meinte: »Schön, lege dich einmal auf die Matte. Ich werde dir Medizin geben.« Dabei holte er die Medizin aus seinem Körbchen, löste seinen Gürtel, zog seine Schlange heraus und rieb ihr die Medizin auf das Köpfchen. »So,« sagte er, »die Medizin ist fertig. Wenn meine Schlange bei dir Unterschlupf findet, wirst du wieder gesund werden.«

Die Lieblingsfrau legte sich hin und spreizte die Beine auseinander. Sie war neugierig, was Porana wohl mit ihr machen würde. Denn bisher hatten es der Häuptling und seine Untertanen

noch nicht richtig gelernt, mit einer Frau zu schlafen; sie vergnügten sich nur in den Ohrlöchern oder den Achselhöhlen.

Porana verstand es besser.

Als er seine Schlange zu ihr hineinlassen wollte, sagte sie: »Nicht doch, das ist ja meine Wunde. Wenn du mit mir schlafen willst, mußt du die Achselhöhle nehmen.«

Porana hörte nicht darauf; er beugte sich über sie, ließ seine Schlange in die Wunde schlüpfen und schlief mit der Frau. »Ah,« sagte sie, »das hilft! Das ist schön. Nun werde ich wieder gesund.« Und sie spielten und vergnügten sich miteinander, und sie spielten und vergnügten sich miteinander, viele, viele Male.

Nachmittags kam der Häuptling wieder und schlug die Trommel. Porana hörte ihn und sagte: »Hallo, der Häuptling kehrt heim«, stand von der Matte auf und setzte sich neben die Tür. Der Häuptling kam herein und besuchte seine Frau.

»Nun, hat die Medizin bei dir angeschlagen?«

»O, die Medizin hat mir gut getan. Ich fühle mich schon besser. Ich muß sie noch einmal nehmen, dann bin ich wieder ganz gesund.«

Porana wollte gerade nach Hause gehen; da sagte der Häuptling zu ihm:

»Schön, Porana, ich hab's meiner Frau schon gesagt, sie soll die Medizin nochmals nehmen. Wenn du sie meiner Lieblingsfrau zweimal gegeben hast, wird sie wieder gesund sein. Komm also morgen früh wieder.«

Alle schliefen.

Am andern Morgen kam Porana und sagte zum Häuptling: »Geh' mit den andern Frauen wie gestern in den Garten. Ich werde ihr wieder die Medizin verabfolgen. Wenn du zurückkommst, dann schlage die Trommel.«

Der Häuptling ging mit seinen Weibern in den Garten. Porana begab sich zur Lieblingsfrau und spielte mit ihr wie tags zuvor; dann machte er eine Pause, beugte sich wieder über sie und spielte wieder.

Sie sagte: »Das ist ein vortreffliches Unterhaltungsspiel!«

So spielten und vergnügten sie sich miteinander, und sie spielten und vergnügten sich miteinander, viele, viele Male.

Nachmittags kam der Häuptling heim und schlug die Trommel. Porana hörte es und sprach: »Der Häuptling schlägt die Trommel.« Als der Häuptling hereinkam, sagte seine Lieblingsfrau zu ihm: »So, nun bin ich wieder gesund. Jetzt bin ich nicht mehr krank.« Und Porana sprach: »Häuptling, morgen brauche ich nicht wiederzukommen. Deine Frau ist geheilt. Sie ist nicht mehr krank.«

Sie gingen schlafen.

Der Häuptling wollte sich wieder einmal mit seiner Lieblingsfrau vergnügen und jagte seine Schlange in ihre Achselhöhle. Da sagte die Frau: »Nicht doch, das ist nicht schön; Porana hat es mich viel besser gelehrt!« Mit diesen Worten legte sie sich hin, spreizte die Beine auseinander und sagte zu ihrem Gatten, er sollte sich über sie beugen; sie griff seine Schlange und jagte sie in die Wunde. Dann spielten sie miteinander, und der Häuptling sprach: »Fürwahr, so geht es viel besser; das ist ein schönes Spiel, das gefällt mir, und niemals wollen wir wieder die Achselhöhle nehmen.«

Hernach begab er sich zu seinen andern Frauen und zeigte jeder, wie sie in Zukunft miteinander spielen wollten. Alle freuten sich sehr darüber und schliefen aus.

Am andern Morgen ging der Häuptling auf den Marktplatz und redete zu seinen Leuten: »Hallo, merkt auf und hört was ich sage: wenn eure Frauen einmal krank werden, dann laßt ihnen von Porana keine Medizin geben. Er spielt mit ihnen. Bisher kanntet ihr wie ich nur das Vergnügen in den Achselhöhlen oder den Ohrlöchern. Der Schlaukopf spielt aber in der Wunde.«

»Na, dann täten wir besser, wir schlügen ihn tot! Soll Porana etwa erst mit allen unsern Frauen spielen?«

Sie gingen nach Hause, holten ihre Keulen und wollten Porana totschiagen. Porana legte jedoch etliche zauberkräftige weiße Muschelarmringe an und begab sich auf den Marktplatz. Niemand erkannte ihn.

Der Häuptling sagte: »Der Mann mit den Ringen ist nicht Porana.« Und er befahl Porana: »Geh' und schau dich nach

Porana um und töte ihn!« Porana antwortete: »Schön, ich werde mich nach Porana umtun, und wenn ich ihn sehe, werde ich ihn umbringen.«

Damit begab er sich nach seiner Hütte.

Die Leute aber sagten zum Häuptling: »Warum erschlugst du den Porana nicht? Du hast ja mit Porana gesprochen; nun ist er fort.«

Zu Hause legte Porana die Armringe ab und machte sich eine kunstvolle, zauberkräftige Haarfrisur.

Er sah wie die andern Männer aus. Er ging zum Häuptling auf den Marktplatz. Als der Häuptling ihn bemerkte, fragte er: »Nun, hast du Porana nicht gefunden? Geh' doch, schau dich nach ihm um und töte ihn.«

Porana erwiderte: »Schön, ich werde mich nach Porana umtun, und wenn ich ihn sehe, werde ich ihn umbringen.«

Damit begab er sich nach seiner Hütte.

Alle sahen ihn fortgehen.

»Warum erschlugst du Porana nicht? Du hast ja mit Porana gesprochen,« sagten die Leute. –

Alle schliefen.

Am andern Tage legte Porana seine Haarfrisur ab, verstellte sich und tat so, als ob er eine böse Wunde am Beine hatte, und hinkte. Er ging auf den Marktplatz. Niemand erkannte ihn.

Der Häuptling sprach zu ihm: »Geh' und erschlage den Porana!«

Porana entgegnete: »Schön, du befiehlst es mir. Wenn ich Porana sehe, werde ich ihn umbringen.«

Als Porana fortging, erkannten ihn die Leute – sie konnten ihn nur von hinten erkennen – und fragten den Häuptling: »Warum erschlugst du Porana nicht? Du hast ja mit Porana gesprochen; nun ist er fort.«

Porana begab sich nach seiner Hütte und legte den Verband ab.

–

Alle schliefen.

Am andern Tage machte sich Porana wieder eine zauberkräftige Haarfrisur. Er ging auf den Marktplatz und setzte sich neben den Häuptling auf die Bank. Der Häuptling sagte: »Das ist Porana nicht; das ist jemand anders. Warum machst du dich nicht auf und suchst Porana? Wenn du ihn siehst, töte ihn.«

»Schön, wenn ich den Porana erblicke, werde ich ihn umbringen. Morgen werde ich in meinem Garten sein.«

Er ging fort und schlief in seiner Hütte.

Am andern Tage begab er sich auf den Marktplatz und sagte zum Häuptling und den übrigen Leuten: »Porana ist in seinem Garten. Laßt uns dort hingehen.«

Porana ging voran; die übrigen folgten. Porana hatte aber aus Stachellianen ein Netz gefertigt und es kreuz und quer über den Pfad und durch den Busch gespannt. Er ging in seinen Garten, arbeitete darin und tat so, als ob alles andere ihn nichts anging.

Sie drangen in den Garten ein; da lief er weg. Sie rannten hinterher, aber alle verfangen sich in den Stachellianen; Porana entschlüpfte in den Busch. Dort lebte er eine Weile und wurde nicht getötet. Eines Tages ging er wieder nach seiner Hütte zurück. Die Leute kamen dorthin, als Porana sich mit einem langen Holzkamm gerade das Haar machte.

Jemand ließ einen Wind streichen. Da sagte Porana: »Bua, bua, bua! Wenn jemand einen Wind streichen läßt, tötet er mich; mit einer Keule vermag mich niemand umzubringen.«

Ein Mann begab sich zum Häuptling und erzählte ihm: »Porana sagt, wenn man ihn töten will, muß man einen Wind streichen lassen; mit einer Keule vermag ihn niemand umzubringen.«

Da antwortete der Häuptling: »Schön, geht, holt Kohl und Baumbären! Wir wollen bei mir ein Fest feiern und Porana dazu einladen. Wenn ich euch dann ein Zeichen gebe, laßt ihr alle einen Wind streichen.«

So geschah es.

Als Porana gekommen war, verrammelten sie die Tür und taten sich an dem Essen gütlich. Plötzlich stand der Häuptling auf und hob die Hand hoch. Da ließen alle einen Wind streichen. Donnergetöse und ein fürchterlicher Gestank erfüllte das Haus.

»Bua, bua, bua!« rief Porana und verschied. Mit den Keulen schlugen sie ihn vollends tot.

Übel wurde dem Porana seine Lehre gelohnt.

\*

»lua isoma,« sagte Sori, »die Geschichte ist erzählt.«

Die andern hatten ihre Freude daran; grinsend verzogen sie das Gesicht und sperrten den Mund auf, daß die betelgefärbten, roten Zähne, Gaumen und Zungen sichtbar wurden. Sie lachten aus vollem Halse, bis Sua, der alte Tami-Unteroffizier, meinte: »Ich bin weit gereist, bin auch in den Salomo-Inseln auf einem Schiffe gewesen. Ich war mit einem Manne von den Murrayinseln auf der Torresstraße zusammen, und eines Abends erzählte er mir die Sage von zwei Steinen in seiner Heimat, die früher Menschen gewesen sind.

Hört zu!«

## Markep und Sarkep

In Warperered auf der Insel Kebi Dauar lebten einst zwei Brüder; sie waren Junggesellen, im besten Mannesalter, und hießen Markep und Sarkep.

Ihr Haus stand auf einem Hügel. Wie sie eines Tages von dort Ausschau hielten, erblickten sie unten am Strande von Teg eine Schar junger Mädchen, die sich im Spiel vergnügten, sangen, tanzten und scherzten.

Der eine sprach zum andern: »Schau, dort unten spielen schöne Mädchen! Wie wär's, wenn wir uns einige holten und sie als unsere Frauen ins Haus nähmen?« Die Brüder verständigten sich dahin, daß einer versuchen sollte, etliche Mädchen zu fangen und nach ihrem Hause zu locken.

Markep meinte, er wolle sich als alte Witwe verkleiden und dann einige Mädchen mitnehmen. Sie pflückten Bananenblätter, machten daraus einen Schurz, und Markep legte darauf Armbänder und Fußringe an, wie sie nur von den Witwen getragen werden, rieb sich über und über, auch das Haar, mit Asche ein und sah schließlich wie eine alte Witwe aus. Seine Schlange wickelte er ebenfalls in Blätter, zog sie zwischen die Beine und band sie hinten gehörig fest.

Sie machten ab, daß Sarkep sich nach Dabai, auf die andere Seite der Insel begeben sollte, um dort Sägefische zu speeren. Er sollte sie zubereiten, kochen und auf die Rückkehr Markeps mit den Mädchen warten.

Markep nahm einen Knüppel in die Hand und wanderte nach Teg. Als er der Mädchen ansichtig wurde, ging er ganz langsam und humpelte wie eine alte Frau.

Die Mädchen schauten auf; und als sie ihn kommen sahen, sagten die einen zu den andern: »O, da kommt eine alte Witwe!« und hörten sogleich mit ihrem Spiel auf. Markep ging zu ihnen hin und hüstelte: »Guten Tag, Kinderchen,« dann fragte er sie, ob einige nicht so gut sein wollten und ihn nach seiner Hütte bringen, denn er wäre so alt und furchtbar müde. Die Mädchen besprachen sich untereinander. Die eine sagte: »Was meint sie?

Geh' du nur!« Eine andere rief: »Nein, ich kann nicht gehen.« Die dritte sprach: »Laßt uns alle zusammen gehen.« Die Mädchen fragten dann, wieviele mit ihm kommen sollten; er antwortete, vier würden genügen.

Sie erwiderten: »Schön,« und zogen darauf mit ihm ab.

Als sie eine Weile gegangen waren, sagten sie: »Nun ist's gut, jetzt hilf dir selbst weiter.« Aber Markep bat sie herzlich, ihn doch weiter zu begleiten, seine Hütte wäre ganz nahe und er so müde, ach so müde; da gingen die Mädchen bis zum Hause mit.

Als sie dort anlangten, war Sarkep schon da und hatte die Sägefische zubereitet.

Markep schlug Sarkep vor, zwei Mädchen zu Frauen zu nehmen. Er nahm die beiden andern.

Einige Tage später wünschte Sarkep jedoch noch mehr Frauen zu haben und sagte: »Diesmal will ich sie mir selber holen, du kannst uns die Sägefische speeren.«

Markep unterwies darauf Sarkep, wie er es anfangen müßte, wie er sich richtig und als alte Witwe verkleiden sollte; besonders müßte er dafür sorgen, daß der Frauenschurz ordentlich säße, auch seine Schlange solle er gehörig festbinden, denn wenn sie sich lockere oder aufrichte, würde er damit die Mädchen wegjagen. Sarkep antwortete: »Schön, ich werde schon aufpassen.«

Sarkep gab andererseits Markep die nötigen Ratschläge, wie er sich beim Speeren der Sägefische anstellen müßte. Er solle auf keinen Fall einen Fisch aus der Mitte des Schwarms speeren, sondern den, der ihm am nächsten wäre, denn sonst würden die andern, falls er nach einem aus der Mitte gespeerten Fisch tauche, ihn mit ihren Sägen angreifen und töten; wenn er aber den nächst besten nähme, wäre alles in Ordnung. Markep antwortete: »Schön, ich werde schon aufpassen.«

Beide wanderten los.

Als Sarkep sich den Mädchen näherte, und sie ihn erblickten, sagten sie: »O, da kommt eine alte Witwe.« Wie er bei ihnen angelangt war, begrüßte er sie und sprach: »Meine lieben Kinderchen,« und bat sie, ihm zu helfen.

Die Mädchen fragten ihn, wie viele mitkommen sollten. Er erwiderte: »Acht«. Da sagten sie: »Schön«, und zogen mit ihm los.

Als sie eine Strecke gegangen waren, meinten die Mädchen: »Nun ist's gut, wir wollen umkehren, hilf dir jetzt selbst weiter.« Aber er bat flehentlich, doch mitzukommen; und als er so bat und immer eifriger der Mädchen beehrte, wuchs seine Schlange, richtete sich auf, sprengte das Band und schaute zum Schurz heraus. Wie die Mädchen das sahen, erschraken sie und liefen von Sarkep weg und schrieen: »O, du bist gar keine Frau, du bist ja ein Mann!« Sie eilten zu ihren Gefährtinnen zurück und erzählten ihnen, was vorgefallen wäre, und daß ein Mann sie hätte verschleppen wollen.

Als Sarkep nun merkte, daß er die Mädchen nicht bekommen konnte, schlich er betrübt nach Hause. Dort traf er Markep, den die Sägefische an Leib, Armen und Beinen arg zugerichtet hatten.

Sarkep berichtete, wie ihm seine Schlange einen bösen Streich gespielt und er die Lehren des Markep nicht genügend beachtet hätte.

Markep dagegen erzählte, daß er vergessen hätte, was Sarkep ihm über das Speeren sagte; anstatt den nächst besten Sägefisch zu speeren, hätte er einen mitten aus dem Schwarm gewählt, wie er nach ihm tauchte, wären die andern Fische auf ihn losgegangen und hätten ihn so schrecklich zerschunden.

Also: Blinder Eifer schadet nur!

Suas Erzählung wurde recht ausgiebig belacht. Tabak machte wieder die Runde, um die Pfeifen frisch aufzufüllen; jeder brach von der schwarzen, klebrigen Stange soviel ab wie er benötigte, zerschnitt seinen Teil in kleine Stücke, die durch Reiben auf dem Handballen weiter vermahlen wurden, stopfte seine Pfeife, holte aus der nahegelegenen Küche einen glimmenden Holzspan und entzündete damit den Tabak. Man besprach sich leise untereinander, als der Unteroffizier der Neu-Guinea-Leute, Ngomu, sich in die Unterhaltung mischte und sagte: »Jetzt raucht ihr die Pfeife, jetzt eßt ihr schöne gekochte Speisen, aber wißt, wenn nicht eine alte Frau meines Stammes sich in zwei Jünglinge verliebt und ihnen das Feuer geschenkt hätte, würdet ihr heute keine Pfeifen rauchen und keine gekochten Speisen essen.

Soll ich euch erzählen, wie das Feuer in die Welt kam?«

»Ngomu erzähle!« – – –

Und er erzählte.

## Wie das Feuer in die Welt kam

Früher kannte man in allen Dörfern das Feuer nicht. Es saß in der Scham eines alten großen Weibes, das tief hinten im Bergwalde lebte. Wenn sie sich Speisen im Topfe kochen wollte, setzte sie sich mit gespreizten Beinen auf den Boden und erwärmte mit dem Feuer aus ihrer Scham das Essen; wenn es gar war, aß sie. Die Leute in den Dörfern aber aßen die Taros roh, die Fische legten sie an der Sonne zum Dörren hin, und verzehrten sie dann, ebenso machten sie es mit den Schweinen und Hunden; das Blut tranken sie.

Eines Tages gingen zwei Jünglinge, zwei Freunde aus Bilibili, in den Wald von Jam und kamen an das Feld des alten Weibes. Dort standen herrliche Taros, und sie sprachen: »Den Taro wollen wir stehlen.« Der erste nahm seinen Spaten und stach ihn in die Erde, um die Taros auszugraben. Kaum hatte er es getan, als ihm die Hand plötzlich gelähmt wurde. – – – Die Alte hatte aus einem Verstecke die beiden kommen sehen und wohl gemerkt was sie beabsichtigten. – – – Als der zweite es versuchte, wurden seine Hände ebenso starr ausgestreckt und gelähmt. Und beide konnten sich nicht von der Stelle rühren. Wie dies geschehen war, kam das alte Weib und sagte: »Was macht ihr denn hier?« Die beiden Jungen zitterten und bebten an allen Gliedern und dachten: »O weh! nun wird sie uns wohl erschlagen und auffressen.« Sie sprachen zur Alten: »Du willst uns wohl erschlagen und auffressen?« Doch das alte Weib antwortete: »Ich werde euch nicht erschlagen und auffressen.« Denn es waren zwei jugendschöne, starke, kräftige Jünglinge, und die Alte mochte sie gern leiden und hatte sie lieb gewonnen. Sie holte Taros, pflückte Bananen, schnitt Zuckerrohr und schleppte allerlei andere Eßbarkeiten herbei, ging darauf auf die Jünglinge zu, besprach ihre Hände, und die Lähmung war verschwunden. Sie sagte zu ihnen: »Bindet die Bananen, den Taro und das Zuckerrohr an ein Tragholz, nehmt es über die Schultern, und dann kommt mit mir nach meiner Hütte.«

Sie gingen in das Dorf des alten Weibes und blieben bei ihr. Die Alte schälte die Taros und kochte sie in einem großen tönernen Topf. Die beiden Jünglinge dachten: »Wir essen doch den Taro

roh, was für einen Taro mag sie denn da haben, daß sie es so treibt?« Wie sie noch so dachten, kam die Alte, spreizte die Beine auseinander, tat die Taros in das Wasser; das Feuer aus ihrer Scham erwärmte den Topf und die Taros. Hell loderten die Flammen, und heißer, weißer Dampf stieg empor. So etwas hatten die Jünglinge noch nicht gesehen. Als die Taros eine Weile gekocht waren, nahm die Alte einen Pfeil, stach in die Taros, hob sie heraus und füllte damit eine große Schüssel. Die setzte sie vor die beiden hin und forderte sie auf, sich daran gütlich zu tun. Alles was die beiden jedoch genaßen, mußten sie wieder erbrechen. Allein der Geruch des Dampfes zwang sie zum Erbrechen. Eben, weil sie Schweine, Fische und Taros roh gegessen hatten, mußten sie jetzt die Speisen erbrechen. Weil sie aber Hunger hatten und schließlich nichts anderes da war, aßen sie die Taros. Sie dachten: »Vielleicht werden wir bald sterben.« Die Alte hatte alles wohl bemerkt und sagte: »Bei euch zu Hause gibt es kein Feuer. Ihr habt die Speisen roh gegessen und nun erbrecht ihr sie. Weil euch der Geruch des Dampfes von den Speisen in die Nase steigt, müßt ihr erbrechen. Doch, eßt nur ohne Angst, ihr werdet daran nicht sterben.« Da aßen sie alles auf. Und sie blieben lange Zeit bei der Alten, die sie liebgewonnen hatte; Monat auf Monat verging.

In ihrem Heimatdorf sprachen die Väter und Mütter: »Unsere Söhne sind in der Ferne verloren gegangen,« und bereiteten die Totenfeier. Aber die beiden Jungen bekamen Heimweh, und eines Tages sagten sie zu der Alten: »Höre, wir möchten nach Hause.« – »Ei, ei,« antwortete die Alte, »ihr wollt nach Hause?« und sie setzte hinzu: »Übermorgen könnt ihr gehen, drei Tage lang möchte ich mich noch mit euch freuen.« Nach drei Tagen legten die Jünglinge im Männerhause all' ihren Schmuck an, und das alte Weib sprach zu den beiden: »Wenn ich schlafe, kommt und zupft mir ein Haar aus meiner Scham. Tut es in eine Büchse, dann wird es warm bleiben und nicht erlöschen.« Als sie sich fertig geschmückt hatten, erhoben sie sich, holten eine Büchse, und da die Alte gerade schlief, zupften sie ihr drei Haare aus der Scham. Das Feuer flackerte hell auf und verbrannte dem einen Jüngling die Hand. Er schrie laut auf und rief: »O, Großmütterchen, das Feuer verbrennt mir die Hand.« Von dem Lärm erwachte die Alte; sie stand auf, blies das Feuer aus und besprach die Hand des Jungen, so daß keine Wunde zurückblieb. Dann zupfte sie sich

selber drei Härchen aus, die nur eine kurze Flamme gaben, legte sie in die Büchse und drückte sie ihnen in die Hand. Mit dem Feuer und vielen reichen Schätzen an Bananen und Taros beladen zogen die Jünglinge ab. Sie gingen fort. Unterwegs wurden sie hungrig. Wie sie es bei der Alten gesehen hatten, sammelten sie Reisig, zerkleinerten und schütteten es auf einen Haufen. Dann holten sie ein dürres Kokosblatt und schoben es in die Büchse. Es wurde warm, und wie es glühte, bliesen sie die Flamme an. Als das Feuer brannte, brieteten sie die Taros und Bananen und aßen sie. Da fühlten sie sich neu gekräftigt und zogen ihres Weges. Sie gingen weiter, gingen weiter bis nach ihrem Dorf. Dort fragten sie ihre Väter und Mütter: »Woher kommt ihr denn? Wir dachten, ihr wäret tot.« Sie aber antworteten: »Wir waren im Walde spazieren gegangen.« – »Wirklich?« Dann setzten sie ihnen Speisen vor, damit sie äßen. Doch die Jungen mochten die rohen Speisen nicht mehr. Sie holten sich daher frische Taros, machten an einem verborgenen Orte Feuer an, rösteten die Taros und verzehrten sie. Am nächsten Morgen erstachen sie ein Schwein, schlugen Hunde tot, holten Taros und Bananen und schütteten sie zu einem Haufen auf. Dann sagten sie zu ihren Müttern: »Kommt und schält Taros!«, sagten zu ihren Vätern: »Kommt und zerlegt die Hunde und Schweine!« Sie holten selber etliche Töpfe, setzten sie auf Baumstämme, richteten sie aus, daß sie festlagen, holten Reisig, zerkleinerten es, legten es in die Sonne zum Trocknen, suchten trockene Kokosblätter, schoben Reisig unter, schoben die Kokosblätter noch tiefer, um nun die Taros und das Schweinefleisch zu kochen. Dazu gossen sie Wasser, pflückten breite Blätter und deckten damit die Töpfe zu. Die Väter schüttelten die Köpfe zu ihrem Tun und sprachen: »Wozu machen sie das?«

Der eine Jüngling sagte zum andern: »Geh' und hole die Büchse.« Der holte die Büchse. Dann stellten sie sich an das eine Ende der Baumstämme, rissen ein dürres Kokosblatt als Zunder heraus und schoben es in die Büchse. Da wurde der Zunder warm; als er glühte, schoben sie ihn tief unter die Baumstämme, bis das Reisig brannte, die Flamme loderte und emporstieg. Die Umstehenden erstaunten: »Woher haben sie nur das Feuer bekommen?« sprachen sie. Die Jünglinge antworteten: »Wir sahen es im Walde liegen, da nahmen wir es mit.« Den rechten Ursprung verschwiegen sie; sie schämten sich der alten Frau. Die

Speisen wurden gar, der Dampf stieg empor, und gegen Abend hoben sie die Speisen ab, schütteten sie aus und gaben sie den Leuten zu essen. »Ei,« sagten die, »das ist schön, das schmeckt gut. Früher haben wir es dumm gemacht, als wir Taro, Schwein, Fisch und Hund roh aßen. Dies ist aber eine feine Kunst; so wollen wir es in Zukunft immer machen und dann essen.«

Von allen Seiten kamen die Nachbarn herbei und kauften sich Feuer, nahmen es mit und entfernten sich. Sie gingen in ihre Dörfer und aßen fortan keine ungekochten Speisen mehr.

So verschaffte die spät erwachte Liebe der Alten uns das Feuer.

»Engadema hema!« sprach Ngomu, »also ist es fertig!«

\*

Fertig war unsere Unterhaltung; denn schon hatte der Trompeter das Signal zum Essen geblasen. Und welcher Eingeborene läßt sich zurückhalten wenn es irgendwo etwas zu essen gibt? – – –

\*

## **Drei polynesische Geschichten**

## Wie Schlaueheit einer Frau den Krieg beendete

Viele, viele Jahre, bevor die Weißen nach Samoa kamen, herrschten die Tonganer auf den Inseln Upolu und Savaii. Und in der Stille berieten die Samoaner, wie sie das Joch der Tongaleute wohl abzuschütteln vermöchten. Denn Könige, die ihnen hätten raten können, gab es damals noch nicht im Lande.

Endlich schien ihnen ein Plan zu reifen.

Heimlich errichtete man in den Dörfern große und starke Wälle, die noch heute zu sehen sind; und wenn die Tonganer fragten, weshalb sie die vielen Steine zusammentrügen, antworteten sie, daß sie nur Vorbereitungen zu einem großen Tanze träfen.

Ha! Zu welchem Tanze!

Zum Matamata me!

In Sangana lebten die Brüder Tuna und Fata, beide tapfer, tüchtig und brav; heiß war ihre Liebe zur Heimat, groß der Haß gegen die fremden Unterdrücker. Frei wollten sie das Land, vernichtet seine Feinde sehen.

Des Nachts begaben sie sich, ein jeder mit einer Keule nach dem Dorfplatze, wo Tuna seine Keule auf der einen, Fata die seine an der andern Seite vergrub. Fürchterliche Rache gedachten die beiden an den Tonganern zu nehmen.

Am nächsten Tage fand der große Tanz statt. Die Tonganer wünschten sehr, den Tanz zu sehen. Man sang:

Matamata me,  
Matamata me!  
Grabe mit dem Fuße!  
Greife mit der Hand!  
Weh euch Tonganern!

Die Tonganer lachten.

Tuna und Fata tanzten nahe den Stellen, wo sie die Keulen vergraben hatten. Mit den Füßen scharrten sie den Sand weg, und als die Keulen zum Vorschein kamen, griffen sie mit den

Händen danach und stürzten mit Gewalt und Geschrei auf die überraschten, verhaßten Feinde.

Sie wurden alle erschlagen.

Doch waren noch viele übrig.

Ha! Wie kämpften Tuna und Fata!

Beide trennten sich; Fata wandte sich zur Rechten, Tuna zur Linken, und wohin sie kamen, erschlugen sie die Kriegsmacht der Tonganer.

Als Tuna mit seinen Kriegeren nach Mulifanua und Fatuosofia gelangte, trieb er die Feinde ins Meer, daß sie eiligst auf die Schiffe flüchteten. Frauen, Kinder und Habe, alles mußte zurückbleiben.

Ha! Schlaueit der Frau versöhnte die feindlichen Heere!

Der Beherrscher von Tonga, der Tui Tonga, hatte mehrere schöne Frauen; auch sie waren am Lande geblieben. Eigentümlich waren seine Gewohnheiten; ängstlich war er bedacht, daß niemand die Frauen ihm stehle, niemand die Ehre ihm kränke.

Schlau war das Mittel, doch schlauer die Frauen.

Mit rotgelber, stark duftender Lenga, in mühsamer Arbeit aus den Knollen des Ingwer gewonnen, bestrich er ihnen die Achselhöhlen, den Nabel, die Leisten und den Schamberg; bestrich er ihnen die Stirn, daß weithin die Farbe leuchtete. Also war sein Sinnen und zuverlässig sein Plan: Erscheinen die Frauen nackt, nahm ich ihnen den weichen, weißen Siapo, sagt mir die Farbe, ob sie die Treue gehalten. Verwischte die Lenga auf Nabel, Leisten und Schamberg, ließen sie mit anderen Männern sich ein. Leuchtet die Farbe nur matt, ist an der Stirn sie verlaufen, haben sie mit einem Freunde den Nasengruß getauscht. Also werden die Farben die Frauen behüten; ist unverletzt die Lenga, hat niemand die Frauen berührt!

Schlau war sein Mittel, doch schlauer die Frauen.

Tuna fand die Frau des Tui Tonga; sie war die schönste; und wohl gefiel ihr der stattliche, tapfere Krieger.

Sie schliefen beide zusammen.

Listig war die Frau: Mit einer weichen, weißen Siapo deckte sie den Nabel, die Leisten, den Schamberg, damit Schenkel und Leib von Tuna die Lenga nicht streiften. Herrlich gelang die List; vielmals schliefen sie zusammen; und als sie sich von den Matten erhoben, war die Farbe auf den Leisten, am Schamberg, an Nabel und unter den Achseln an keiner Stelle verletzt.

Aufrecht, auf einem Felsen stand am Strande der Tui Tonga, als man die Frau ihm brachte.

Ob wohl die Lenga verwischte?

Tui Tonga entblößte die Frau und sah, daß die Farbe an keiner Stelle auch nur im geringsten verletzt war. Seine Freude war groß; der Anblick weitete ihm das Herz, jetzt hielt er den Tuna für einen gerechten und guten Häuptling, denn er hatte ihm seine Frau ungefährdet zurückgesandt.

»Ua malie tau, Malietoa, du kämpftest brav, tapferer Krieger, Malietoa! Zur rechten Zeit hast gut und gerecht du gehandelt. Nach Tonga kehre ich zurück. Begraben sei unser Krieg! Als friedliche Reisende werden wir nun in Zukunft auf Besuch kommen und nie wieder einen Krieg mit euch führen!«

Also verabschiedete sich der Tui Tonga vom Tuna. Tui Tonga ging in seine Heimat; die Samoaner blieben zurück. Tuna war der erste König, der Malietoa von Samoa geworden. Die Worte des Tui Tonga sind bis zum heutigen Tage wahr geblieben.

\*

## Wie Neid und Eifersucht den Tingilau in das Grab seines Großvaters brachten

In Samoa lebten einst zwei Schwestern, die hießen Soa'angautala und Soa'angataiala. Sie waren beide sehr schön und saßen eines Tages am Wege, die eine auf der einen, die andere auf der andern Seite und zogen das Unkraut heraus.

Da kamen von ungefähr Wanderer des Wegs gezogen, Tiotala und sein Gefolge. Und als sie an der Soa'angautala vorüberkamen, schaute diese von ihrer Arbeit auf und rief: »Heda, Tiotala!« – »Nun?« fragte dieser. »Warum zeigst du mir denn nicht dein Gesicht und gehst ohne Gruß an mir vorüber? Komme doch, rauche eine Zigarette, und ich bereite dir Kawa.« Da erst sah Tiotala, wie schön das Mädchen war; er ging mit ihr nach Hause, blieb bei ihr und war fortan ihr Mann.

Bald darauf kamen andere Wanderer des Wegs, Vasa und sein Gefolge. Und als sie an der Soa'angataiala vorüberkamen, schaute diese von ihrer Arbeit auf und rief: »Heda, Vasa!« – »Nun?« fragte dieser. »Warum zeigst du mir denn nicht dein Gesicht und gehst ohne Gruß an mir vorüber? Komme doch, rauche eine Zigarette, und ich bereite dir Kawa.« Da erst sah Vasa, wie schön das Mädchen war; er ging mit nach ihrem Hause am Strande, blieb bei ihr und war fortan ihr Mann.

Bald wurde die ältere Schwester schwanger, und als dann auch die jüngere guter Hoffnung war, sagte Soa'angautala: »Tiotala, geh' doch zu meiner Schwester und sag' ihr, daß ihr Kind nicht früher zur Welt kommen dürfe als meins.«

Dann gebar Soa'angautala ihrem Manne einen Knaben, und kurz hernach Soa'angataiala dem Vasa ebenfalls einen Knaben. Sprach die ältere Schwester: »Hör' Tiotala, geh' doch zu meiner Schwester und sage ihr, daß sie ihrem Knaben nicht eher einen Namen geben dürfe, bis unser Kind einen Namen bekommen hat.« Da ging Tiotala zur Schwägerin und sagte: »Gebt eurem Kinde jetzt einen Namen; unser Knabe heißt Tingilau.« Vasa und Soa'angataiala nannten ihren Jungen Timalimalononga.

Die Kinder wuchsen heran und wurden Jünglinge.

Eines Tages sagte die ältere Schwester zu ihrem Manne: »Geh' zu Vasa und der Schwester und bestelle ihnen, sie möchten für unsern Sohn Tingilau die Hochzeitsgaben, Speisen und einen schönen Schurz, bereit halten; dann sollt ihr euch alle auf den Weg machen und für unsern Sohn um das schöne Mädchen werben, das auf der andern Seite unserer Insel wohnt. Timalimalononga mag einen alten, zerrissenen Schurz umbinden, und er soll die Werbegeschenke tragen.«

So geschah es. Als sie vor der Hütte des jungen Mädchens angekommen waren, rief eins der Gespielinnen, die bei ihr im Hause saßen: »Hallo, da kommt eine Reisegesellschaft!« Das schöne Mädchen schaute auf und sprach: »Wer ist denn das? – Ach, das ist ja Tingilau, er geht als erster; der zweite ist Vasa, hinter ihm kommt Tiotala und der letzte, der die Last trägt, das ist Timalimalononga; der gefällt mir, er ist viel hübscher als der Tingilau; Timalimalononga soll mein Gatte werden, mit dem will ich gehen.«

Dasselbe sagten die andern Mädchen; sie wollten alle den Timalimalononga zum Manne haben. Nur ein Weib mit dicken, geschwollenen Beinen meinte:

»Üm, üm, dann will ich mir den Tingilau nehmen.«

Früh am andern Morgen brach die Hochzeitsgesellschaft auf. Die Mädchen taten, wie sie es besprochen hatten; alle gingen mit Timalimalononga.

Als dann Soa'angautala die Gesellschaft zurückkommen sah, rief sie ihrem Manne zu: »Was bedeutet denn das? Du bringst ja ein krankes Weib mit?«

»Was kann ich dazu tun?« antwortete Tiotala, »ist's meine Schuld, wenn alle jungen Mädchen nur den Timalimalononga leiden mögen?«

Timalimalononga ging am Hause der Muhme vorüber, und alle jungen Mädchen folgten ihm nach. Sie wollten baden.

Haß und Eifersucht ergriffen die Soa'angautala. Sie sagte zu ihrem Sohne: »Jetzt gehst du hin, gräbst das Grab meines Vaters auf und erzählst ihm, wie es dir mit deiner Werbung erging. Die Pest soll er über den Kerl bringen!« Tingilau tat wie ihm geheißen war und öffnete das Grab. Eine Stimme kam von unten herauf:

»Wer ist da?« – »Ich,« antwortete der Enkel. »Was willst du?« – »Ich möchte dich bitten, daß du die Pest über den Schurken, den Timalimalononga, bringst.« Und wieder kam von unten die Stimme: »Schämst du dich nicht? Du bist wohl auf deinen Vetter eifersüchtig? Aber komm, hier ist die rottende Krankheit, die die Haut runzelt und das Fleisch faulen macht.« – »Ach, gib mir die Krankheit.« – »So sei es denn!« sprach die Stimme.

So gelangte die Krankheit in die Hände des Tingilau, und er begab sich damit zum Timalimalononga.

»Da kommt ja Tingilau,« rief eins von seinen Weibern, »was mag er uns bringen, noch dazu in dieser Sonnenglut?« Als er nahe beim Hause war, rief ihm sein Vetter zu: »Kommst du?« – »Ja, ich komme und bringe die Pest über dich.«

Da wurde Timalimalononga sehr krank; seine Haut runzelte, seine Glieder verfaulten, alle seine Schönheit schwand. Seine Weiber fingen an zu jammern und zu klagen. Er wußte sich nicht zu helfen und bat seine Frauen: »Ach, bringt mich zu meinen Eltern an den Strand!« Sie hoben ihn auf, trugen ihn zu den Eltern hinab und ließen ihn allein; den häßlichen Mann mochten sie nicht mehr leiden. Alle verließen ihn und gingen fort.

Timalimalononga aber bat den Vater, er möchte ihm ein Haus im Gebirge erbauen, einsam und abgelegen und hart am Abgrunde.

Tingilau hielt nun die Zeit gekommen, sich um die schönen Frauen zu bemühen, sie für sich selber zu gewinnen.

Vasa trug seinen Sohn ins Gebirge und legte ihn an der Stelle nieder, wo er ihm das erbetene Haus errichten wollte. Plötzlich horchte der Kranke auf und hörte, wie im Walde Feuerholz geschlagen wurde. »Aha,« dachte er, »jetzt wirbt Tingilau um meine Frauen, jetzt schlagen sie Holz, um die Speisen für die Werbegeschenke zu kochen.« Angst beschlich ihn, und er wollte sich der Frauen versichern. Sein Vater sollte für ihn von neuem werben. »Vater,« so sprach er, »geh' doch, hol' etwas Taro für ein Hochzeitsgeschenk, auch ein Huhn.« Als das geschehen war, und Taro und Huhn gekocht waren, sagte er: »Jetzt nimm das Huhn, zerlege es und gib mir einen Flügel; iß selber den andern Flügel und ein Bein; das andere Bein aber nimm mit dir und werbe für mich um die Gunst der Frauen.«

Vasa begab sich also zu den Frauen; er fand dort eine große Anzahl Männer, die sich alle um die Verlassene bewarben. Mancherlei Geschenke waren da ausgebreitet. »Hier bringe ich dir ein Schwein als Geschenk«, sagte der eine; »Hier bringe ich dir ein Huhn als Geschenk«, sprach ein anderer; und so hatte ein jeder etwas anderes. Schließlich sagte Vasa: »Auch ich bringe dir ein Geschenk, ein Stück Taro und ein Hühnerbein!« Kläglich fielen diese Geschenke gegen die übrigen ab; die schöne Frau wunderte sich auch, daß Vasa, der Alte, sich noch um sie bewerbe, doch bald ahnte sie, daß er es nur für Timalimalononga tat. Und da waren diese Geschenke ihr doch die liebsten. Sie sagte zum Vasa: »Komm du zu mir, ich will mit dir zusammen deine Geschenke verzehren, hier sind so viele Speisen, sie möchten sonst verderben.«

Vasa setzte sich neben die Schöne und aß mit ihr; und als es Abend geworden, die Schlafenszeit nahte, erhob sie sich und verteilte die Matten an ihre Bewerber; die eigene Matte aber behielt sie für Vasa und sich selber zurück. Da wußte Vasa, wem ihre Gunst gelten sollte.

Die Schöne fragte: »Wo ist denn Timalimalononga?«

»Der ist sehr krank«, antwortete Vasa.

»Warum trugst du ihn denn nicht auf dem Rücken hierher?«

»Dazu ist er viel zu krank!«

Das betrückte die Schöne; doch als am andern Morgen Vasa sich zu seinem Sohne begab, beschloß sie, sich einen andern Mann zum Gatten zu erwählen; es konnte der Kranke ihr doch nichts nützen.

Als Vasa bei seinem kranken Sohne wieder angelangt war, fragte dieser: »Nun, wie ist es dir denn in der Nacht ergangen?« – »Ach,« erwiderte der Vater, »auf einer ganz gewöhnlichen Flurmatte habe ich geschlafen, eine grüne Kokosnuß war mein Kopfkissen.« Er wollte den Sohn nicht betrüben.

Da sagte Timalimalononga: »Nun wirf mich hier in den Fluß, ich will nicht länger dies qualvolle Dasein leben.«

Der Vater erfüllte ihm den Wunsch und warf seinen Sohn in den Fluß; die Wellen spülten den Körper ins salzige Meerwasser, und

mit der Flut trieb er später an den Strand. In der Nähe des Grabes vom Großvater wurde er auf den Sand geworfen.

Es war Nacht und die Stunde, wo die Geister der Verstorbenen sich am Strande ergingen. Als der Großvater auf den Leib des Timalimalononga trat, rief dieser aus: »Wehe mir, wehe mir Armen, ich bin noch so jung und möchte doch wieder lebendig werden!« Da sprach der Greis: »Bist du es mein Lieber, du, auf den ich die böse Krankheit brachte?« – »Ja, der bin ich!« – »So stelle dich aufrecht auf deine Füße.«

Da erhob sich Timalimalononga; in neuer, herrlicher Körperschönheit war er wieder zum Leben erwacht.

»Nun gehe zu den Eltern,« sprach der Greis, »bereite sogleich deine Hochzeitsgeschenke und gehe sofort zu der Schönen, sonst kommst du zu spät, und sie möchte sich einen andern Gatten erwählt haben. Nie wieder werde ich dem Tingilau folgen.«

Der Jüngling ging jetzt zu seinen Eltern. Sie freuten sich über den Wiedergesunkenen. Der gedachte der Worte des Großvaters. »Gebt mir ein Fischnetz!« und zu seinem Vater Vasa sprach er: »Komm sogleich mit einem Fischkorb zum Strande hinunter.«

Timalimalononga eilte voraus, warf das Netz aus und fing eine gewaltige Menge Fische. Sie sollten das Werbegeschenk bei der Schönen bilden.

»Komm, füll' sie in deinen Korb und trage ihn zu der Schönen!« bat er den Vater.

Und Vasa trug die schwere Last zu der umworbenen Frau.

Beim Anblick der gewaltigen Menge Fische rief sie aus: »Kein anderer als der wiedererstandene Timalimalononga soll fortan mein Gatte sein!«

So heirateten die beiden einander; und kein böser Tingilau, keine eifersüchtige, neidische Muhme hat ihnen ihr Glück gestört.

## Die Liebe siegt

Rangi-uru war die Mutter eines Häuptlings, namens Tutanekai; eigentlich war sie die Gemahlin des Whakaue-kaipapa, des Ahnherrn des Ngati-whakaue, doch eines Tages lief sie ihm fort, und Tuwharetoa, der Ahn der Te Heukeu und der Ngati-tuwharetoa, begleitete sie. Mit Whakaue hatte sie drei Söhne gezeugt; Tawakeheimoa, Ngararamui und Tuteaiti waren sie genannt worden. Und nach der Geburt des Tuteaiti floh Rangi-uru mit Tuwharetoa, der als Fremder nach Rotorua gekommen war. Aus ihrer Verbindung wurde Tutanekai als Bankert geboren; am Ende söhnten sich Whakaue und Rangi-uru wieder aus; sie lebten wieder zusammen und bekamen noch einen Sohn, der Kopako benannt wurde; danach wurde ihnen eine Tochter geboren, die den Namen Tupa erhielt; sie war das letzte Kind von Whakaue.

Sie lebten alle auf der Insel Mokoia. Whakaue war sehr freundlich mit Tutanekai und behandelte ihn wie seinen eigenen Sohn; Tutanekai wuchs mit den Brüdern auf; sie wurden Jünglinge und wurden Männer.

Da hörten sie auch von Hine-moa, einem Mädchen von seltener Schönheit. Sie war von hohem Rang. Sie war die Tochter des Umukaria, des Ahn der Ngati-Unui-kara-hapu; ihre Mutter war Hine-maru. Als soviel von ihrer Vornehmheit und Schönheit geredet wurde, da beehrten auch Tutanekai und seine Brüder sie sehnlichst zur Frau.

Am Abhang eines Hügels erbaute Tutanekai einen hohen Turm, den nannte er Kaiweka. Und eine innige Freundschaft verband ihn mit einem Jüngling, namens Tiki. Beide liebten sie die Musik. Tutanekai blies das Horn und Tiki die Flöte; abends stiegen sie gern auf den Turm und spielten; und an ruhigen Abenden trug der leichte Landwind die Weisen über den See nach Owhata, wo Hine-moa wohnte, die jüngere Schwester des Wahiao.

Dann vernahm Hine-moa die lieblichen Töne aus dem Horn des Tutanekai und der Flöte des Tiki; sie erfreuten ihr Herz mächtig. Und jeden Abend, wenn die beiden Freunde so zusammen spielten, sagte sich Hine-moa: »Ah! jetzt spielt Tutanekai!«

Denn obgleich Hine-moa von den Ihrigen so hoch geschätzt wurde, daß man sie nicht einmal einem Häuptling anverloben wollte, war sie doch bei verschiedenen Gelegenheiten dem Tutanekai begegnet.

Bei den großen Versammlungen der Leute von Rotorua hatte Hine-moa den Tutanekai zum ersten Male erblickt; sie hatten sich oftmals einander in die Augen gesehen, und einer schien dem andern so herzlich zugetan und liebenswert, daß sie heimlich in gewaltiger Leidenschaft zueinander entbrannten. Trotzdem wagte Tutanekai nicht, sich Hine-moa zu nahen, ihr die Hand zu geben und zu warten, ob er wohl einen Gegendruck spüren würde, denn er sagte sich: »Vielleicht mag sie mich gar nicht leiden«; und andererseits dachte Hine-moa bei sich: »Wenn ich nun eine Freundin zu ihm schicke, die ihm von meiner Liebe erzählt, sollte er mich dann wohl leiden mögen?«

Als sie sich so viele, viele Male getroffen und einander herzlich in die Augen geblickt hatten, sandte Tutanekai eines Tages einen Boten zu Hine-moa, der sollte ihr seine Liebe gestehen; und als der Bote wieder weg war, sagte Hine-moa: »Ehu! da haben wir also die gleichen Liebesgedanken gehabt!«

Einige Zeit später – sie hatten sich oftmals und heimlich getroffen – kehrte Tutanekai mit den Seinen ins Dorf zurück; und als man eines Abends gemütlich im geräumigen, großen allgemeinen Versammlungshause beisammensaß, sagten die älteren Brüder des Tutanekai: »Wer von uns hat durch Zeichen oder einen Händedruck Beweise erhalten, daß Hine-moa ihn lieb hat?« Der eine sprach: »Ich habe sie!« und ein anderer erwiderte: »Nein, ich habe sie!« Schließlich fragten sie auch den Tutanekai; er antwortete: »Ich habe Hine-moa die Hand gedrückt, und sie hat sie mir wieder gedrückt.« Doch die älteren Brüder meinten: »Unsinn! glaubst du denn, sie wird sich ernstlich um einen Gesellen von so niederer Abkunft wie dich bekümmern?« Doch da bat er den Vater Whakaue, nicht zu vergessen, was er ihm jetzt anvertrauen würde, denn er hätte wirklich eindeutige Beweise für die Liebe von Hine-moa – sie hätten schon seit einiger Zeit alles genau besprochen, wie Hine-moa zu ihm entfliehen wollte; als das Mädchen gefragt hätte: »Auf welches Zeichen hin soll ich denn zu dir kommen?« hätte er geantwortet: »Jeden Abend wirst du das Horn ertönen hören; ich werde es blasen, mein Liebling – – –

dann fahr' mit dem Boot nach der Stelle.« Whakaue behielt das Geständnis des Tutanekai bei sich.

So bezogen nun jedesmal gegen Mitternacht Tutanekai und sein Freund Tiki den Turm; der eine blies das Horn, der andere die Flöte; Hine-moa hörte sie und große Sehnsucht überkam sie, im Boote zu Tutanekai hinüberzufahren; doch ihre Freunde mußten irgend welchen Verdacht geschöpft haben, denn sie hatten alle Boote sorgfältig versteckt; keins war im Wasser geblieben; sie waren alle am Strande hinaufgezogen; alltäglich und in jeder Nacht taten ihre Freunde das von neuem.

Schließlich ging sie sehr ernsthaft mit sich zu rate und sagte: »Wie soll es mir bloß gelingen, über den See nach Mokoia hinüberzukommen? es ist ja klar, meine Freunde ahnen, was ich tun will.« Sie setzte sich hin, um sich auszuruhen; da klangen aus der Ferne sanfte Töne aus Tutanekais Horn an ihr Ohr; und die junge und schöne Häuptlingstochter hatte das Empfinden, als ob ein Erdbeben sie durchzitterte; sie mußte zum Herzallerliebsten gehen, – doch nun fiel ihr ein, daß ja kein Boot da war. Schließlich kam ihr der Gedanke, daß sie vielleicht hinüberschwimmen könnte. Sie verschaffte sich sechs große leere Kürbisflaschen; drei davon band sie sich als Schwimmsäcke an jede Seite, damit sie nicht untersänke, dann stieg sie auf den Iri-iri-kapua-Fels und ging zum See bis an die äußerste Spitze Wai-rere-wai, warf die Kleider ab und sprang ins Wasser: als sie an den versunkenen Baum kam, der dort lag, hielt sie sich eine Weile an ihm fest und schöpfte Atem; als die Müdigkeit ihrer Schultern vorüber war, schwamm sie weiter, und als sie matt wurde, ließ sie sich mit der Strömung treiben; die Kürbisflaschen trugen sie; hatte sie wieder neue Kräfte gesammelt, dann schwamm sie; in der Dunkelheit der Nacht vermochte sie nichts zu sehen, konnte sie die Richtung nicht erkennen; die sanften Weisen von Tutanekais Horn waren ihre einzigen Führer; die gaben das Ziel an, nach dem sie geradenwegs nach Waikimihia hinüberschwamm; denn gerade oberhalb dieser heißen Quelle lag das Dorf des Tutanekai; und so erreichte sie schwimmend endlich die Insel Mokoia.

Wo sie auf der Insel landete, befindet sich eine heiße Quelle, die nur durch eine schmale Felsschranke vom See getrennt ist; die heißt Waikimihia. Hine-moa begab sich sogleich in den warmen Quell, um sich zu wärmen; sie bebte am ganzen Körper, einmal

infolge der Kälte während des nächtlichen Schwimmens über den breiten See von Rotorua, dann auch wohl bei dem Gedanken, daß sie nun bald bei Tutanekai sein würde.

Während das Mädchen sich im heißen Quell wärmte, wollte es der Zufall, daß Tutanekai Durst bekam und zu einem Diener sagte: »Hole mir etwas Wasser.« Der Diener ging hin, um das Wasser für ihn zu holen; nahe an der Stelle, wo Hine-moa saß, schöpfte er es aus dem See. Das Mädchen erschrak, und barsch, mit einer Stimme, wie ein Mann, rief es ihn an: »Für wen ist das Wasser?« Er antwortete: »Für Tutanekai.« – »Nun, dann gib her!« entgegnete Hine-moa. Er gab ihr das Wasser, sie trank es aus; und als sie fertig war, ließ sie die Kalabasse absichtlich hinfallen, daß sie zerbrach. Da fragte sie der Diener: »O, warum hast du die Kalabasse des Tutanekai zerbrochen?« Doch Hine-moa antwortete nicht. Nun ging der Diener wieder nach Haus. Tutanekai fragte ihn: »Wo hast du das Wasser, das du bringen solltest?« Er erwiderte: »Deine Kalabasse ist entzwei.« Sein Herr fragte ihn: »Wer hat sie zerbrochen?« – »Ein Mann, der da im Bade sitzt!« Und Tutanekai befahl ihm wieder: »Geh zurück und hole mir etwas Wasser.«

Er nahm eine neue Kalabasse, ging zurück und schöpfte neues Wasser; Hine-moa fragte ihn wieder: »Für wen ist das Wasser?« Der Diener antwortete wie vordem: »Für Tutanekai.« Und das Mädchen sagte wieder: »Gib es mir, ich bin durstig.« Der Diener gab es ihr; sie trank und warf die Kalabasse wieder absichtlich hin, so daß sie zerbarst. Dieser Vorfall wiederholte sich mehrere Male.

Schließlich ging der Diener zu Tutanekai; der sagte zu ihm: »Wo ist das Wasser für mich?« Der Diener entgegnete: »Das ist ausgeflossen. Alle deine Kalabassen sind entzwei.« – »Wer tat es?« fragte sein Herr. »Habe ich dir nicht erzählt, daß dort ein Mann im Bade sitzt?« erwiderte der Diener. »Wer ist der Bursche?« sagte Tutanekai. »Das weiß ich nicht,« antwortete der Gefragte, »nun, es wird wohl ein Fremder sein.« – »Wußte er nicht, daß dies Wasser für mich bestimmt war?« sagte Tutanekai. »Wie darf der Kerl es wagen, mir meine Kalabassen entzwei zu machen? Nun, ich werde ihn dafür totschiagen.«

Tutanekai warf einige Kleider über, nahm seine Keule und ging fort; als er an das Bad kam, rief er: »Wo steckt denn der Kerl, der

mir meine Kalabassen zerschlug?« Hine-moa erkannte die Stimme; es war ja die Stimme des Herzallerliebsten; schnell verbarg sie sich unter dem überhängenden Felsen an der heißen Quelle; doch das war kein rechtes Verbergen, sie versteckte sich nur ein wenig vor Tutanekai, damit er sie nicht sogleich fände; er sollte sie erst einmal gehörig suchen. Er tastete den Strand der heißen Quelle ab und suchte überall; doch sie lag scheu hinter den Felsblöcken verborgen; dann und wann schaute sie hervor und wartete, daß er sie bald finden möchte. Endlich bekam er eine Hand zu fassen und rief: »Hallo! Wer ist da?« Hine-moa antwortete: »Ich bin es, Tutanekai!« Er fragte: »Wer bist denn du? wer ist Ich?« Da antwortete sie lauter: »Ich bin es! Ich, Hine-moa!« Er erwiderte: »Ho, ho, ho, ist das auch wirklich wahr? Dann wollen wir zusammen nach Hause gehen.« Sie sagte nur: »Ja.« Wundervoll wie der weiße, wilde Habicht erhob sie sich aus dem Wasser, anmutig, wie der scheue, weiße Kranich schritt sie dem Badestrande zu; er hüllte sie in seine Kleider, dann gingen sie in sein Haus und legten sich zur Ruhe nieder. So wurden sie, gemäß den alten Satzungen der Maori, Mann und Frau.

Als der Morgen heraufdämmerte, kamen alle Leute aus den Hütten heraus, bereiteten ihr Morgenessen und verzehrten es; nur Tutanekai verweilte noch. Da sagte Whakaue: »Das ist der erste Morgen, daß Tutanekai so lange schläft, vielleicht ist der Junge krank. Holt ihn her! Weckt ihn auf!« Ein Mann begab sich fort; er öffnete das Schiebefenster am Hause und schaute hinein; vier Füße sah er da. O! er war höchst verwundert und sagte sich: »Wer mag denn bloß sein Gefährte sein?« Er hatte jedoch genug gesehen; schnell wandte er sich um, und so rasch wie die Füße ihn tragen konnten, lief er zum Whakaue zurück und rief: »Hört! Vier Füße sind dort im Hause; ich habe sie selber gesehen.« Whakaue antwortete: »Wer mag denn sein Gefährte sein? Eile zurück und schau nach!« Er lief wieder nach dem Hause und blickte nochmals hinein – – – und da sah er zum ersten Male, daß es Hine-moa war. Voller Erstaunen brüllte er los: »O! Hine-moa ist hier! Hine-moa ist im Hause beim Tutanekai!« Als die Brüder die Rufe vernahmen, sagten sie: »Das ist nicht wahr,« denn sie waren sehr eifersüchtig. Da trat Tutanekai aus dem Hause heraus, und Hine-moa folgte ihm. Nun sahen die Brüder, daß es wirklich Hine-moa war; sie sprachen: »Ja, nun ist es wirklich wahr!«

Danach dachte Tiki so bei sich: »Tutanekai hat seine geliebte Hine-moa bekommen, aber ich, ach, ich Armer habe keine Frau.« Er war sehr traurig gestimmt und kehrte schmerzerfüllt in sein Heimatdorf zurück. Tiki tat dem Tutanekai leid, und eines Tages sprach er zu Whakaue: »Der Kummer um meinen Freund Tiki geht mir sehr zu Herzen.« Whakaue erwiderte: »Was meinst du?« Tutanekai antwortete: »Ich denke an meine Schwester Tupa; gib sie meinem lieben Freunde doch zur Frau.« Vater Whakaue sagte ja; und so erhielt Tiki die junge Tupa. Sie wurde seine Frau.

\*

## Faraulip, Liebeslegenden aus der Südsee

erschien im Herbst des Jahres 1924. Paul *Hambruch* schrieb während einer Südseereise einen Teil der Erzählungen nieder, die andern sind den verstreuten Berichten deutscher und englischer Sammler entnommen. Die Übertragung ist frei; sie versucht, die Erzählweise der Textvorlagen getreu nachzuahmen. *Georg Alexander Mathéy* [© bis 31.12.38] schuf dazu 32 Lithographien und den Einband und leitete den Druck des Werkes. Die Lithographien wurden in den Werkstätten der Staatlichen Akademie für graphische Künste in Leipzig, der Druck des Textes von der Druckerei-Gesellschaft Hartung & Co. in Hamburg, ausgeführt.

\*